



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 4, Nr. 4 February 24, 1951

Köln: Bund-Verlag, February 24, 1951

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

AUFWÄRTS



„VERHASST SEI EUCH DIE PHRASE, LIEBT DAS WERK!“

Hans Böckler †

JAHRG. 4 · NR. 4

10
PFENNIG

24. FEBRUAR 1951

„Am 16. Februar 1951 ist Hans Böckler, der Vorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes, an einem schweren Herzleiden, kurz vor Vollendung seines 76. Lebensjahres, in Köln gestorben.“

Die deutschen Gewerkschaften verlieren in Hans Böckler ihren besten Mann.

Hans Böckler ist seit seiner frühesten Jugend Mitglied und Vertrauensmann der deutschen Gewerkschaften gewesen.

Hans Böckler ist in nimmermüder Arbeit vom Betriebs- und Ortsfunktionär nach jahrzehntelanger ehren- und hauptamtlicher Tätigkeit, getragen vom Vertrauen der deutschen Gewerkschaftsmitglieder, zum ersten Repräsentanten der deutschen Gewerkschaften aufgestiegen.

Mit dem Namen von Hans Böckler bleibt auf immer verbunden der Aufstieg der arbeitenden Menschen und ihrer Familien aus politischer und wirtschaftlicher Unfreiheit.

Der Wiederaufbau und die Einigung der deutschen Gewerkschaften nach dem Jahre 1945 zur größten demokratischen Organisation unseres Volkes ist das Werk von Hans Böckler. Seine Lebensarbeit ist gekrönt durch die Einführung des Mitbestimmungsrechtes der Arbeiter und Angestellten in großen Teilen der Metallindustrie und im Bergbau. Die letzten Kräfte seines so erfolgreichen Lebens gab er für die Erreichung dieses Zieles. Die Einleitung zu einer neuen Wirtschafts- und Sozialordnung in Deutschland ist in erster Linie sein Verdienst und bleibt für alle Zeiten mit seinem Namen verbunden.

Millionen arbeitender Menschen und ihre Familien haben Hans Böckler zu Lebzeiten ihr Vertrauen geschenkt und auf seinen Rat gehört.

Seine besondere Liebe galt stets der arbeitenden Jugend; seine größte Sorge galt den hilfsbedürftigen und älteren Menschen. Durch sein selbstloses, opferbereites und aufrechtes Leben ist Hans Böckler Vorbild aller arbeitenden Menschen Deutschlands, für jetzt und immer.

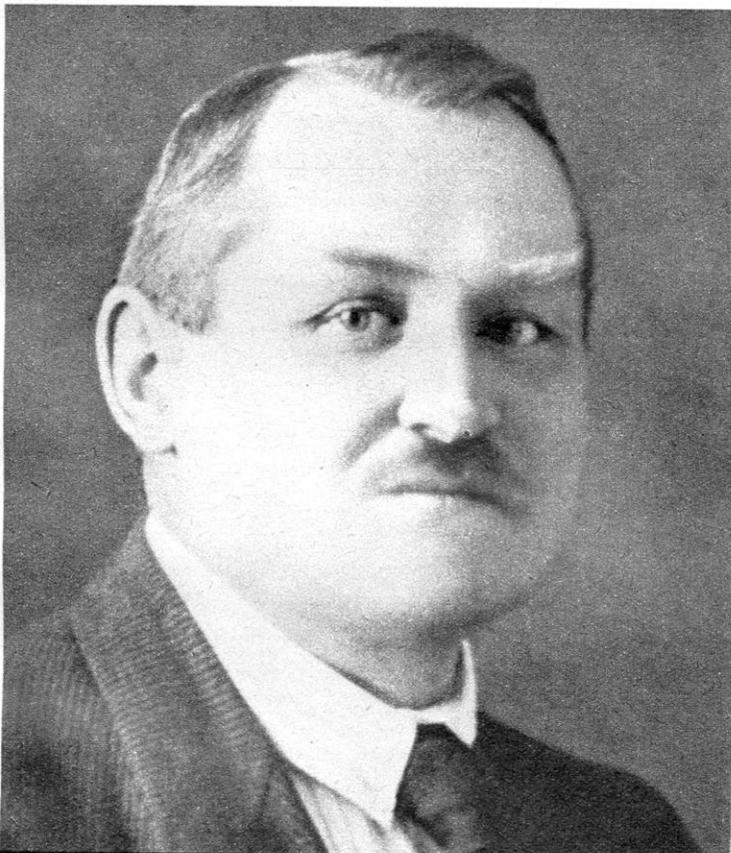
Hans Böckler hat sich größte Verdienste um den Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft und damit unseres ganzen nationalen Lebens erworben.

Der Sohn des Volkes hat durch sein Leben und Schaffen einen großen Beitrag für eine neue und bessere Zukunft unseres Volkes geleistet.

Hans Böckler ist für die deutschen Gewerkschaften der Mitbegründer des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften. Er war einer seiner Vizepräsidenten. Seinem internationalen Wirken und seinem Ansehen in der internationalen Welt verdankt das deutsche Volk mit die alsbaldige Wiederanerkennung als gleichberechtigte und freie Nation.

Mitten aus seiner Arbeit heraus ist Hans Böckler seiner Familie, den deutschen Gewerkschaften, unserem ganzen Volk und der internationalen Gewerkschaftsbewegung genommen worden. Der Name Hans Böckler bleibt auf immer verbunden mit den deutschen Gewerkschaften und der internationalen Gewerkschaftsbewegung. Sein Werk, die neuen deutschen Gewerkschaften, weiterzuführen und auszubauen, ist uns allen Verpflichtung und der beste Dank für Böcklers Lebensarbeit.“

Der Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes



Hans Böckler, (links) vor dem ersten und (rechts) während des zweiten Weltkrieges, wo er sich als Holzfäller getarnt den Fängen der Gestapo entziehen konnte.

Fotos: Titel Walter Dick, Seite 2 Archiv, Seite 3 U. Hoffmann

DER FREUND DER JUGEND

In dem Augenblick, wo diese Zeilen in Satz gehen, liegt Hans Böckler in seinem Heim noch aufgebahrt. Familienangehörige, seine Mitarbeiter, Freunde, Gewerkschaftskollegen und -kolleginnen führen ein letztes stilles Gespräch mit ihm und nehmen Abschied.

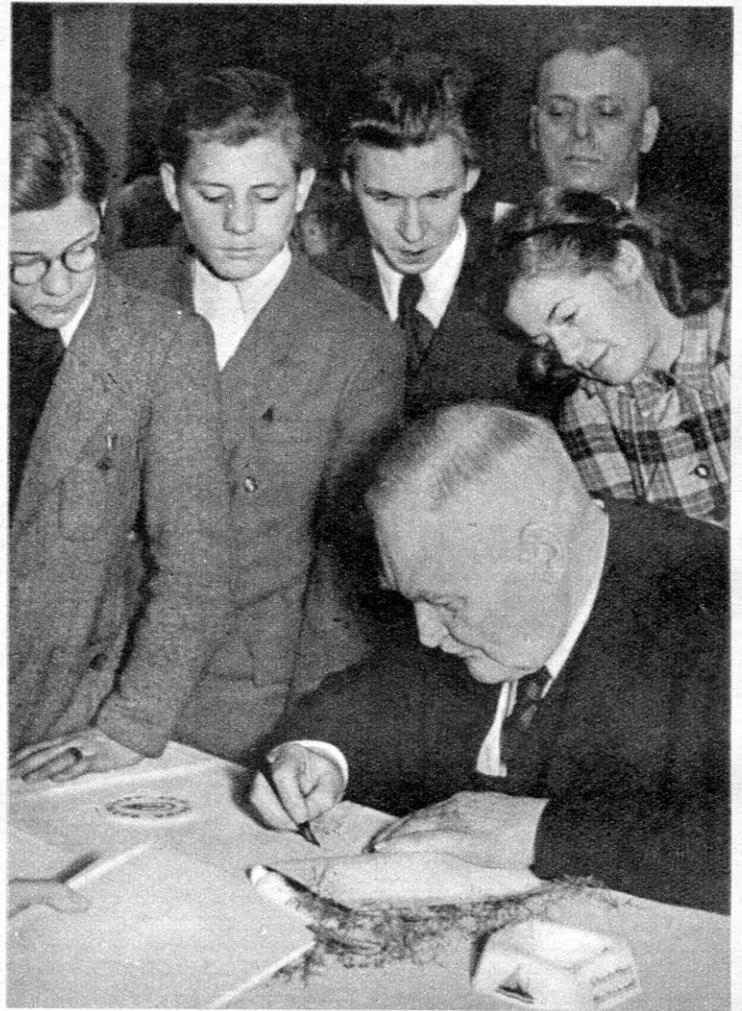
Im Bundeshaus des DGB in Düsseldorf drückt eine lähmende Stille die Gemüter der Mitarbeiter. Tiefe Trauer erfüllen die Putzfrau, den Pförtner, die Stenotypistin und den Vorstandskollegen.

Am Samstag, dem 17. Februar, trat der geschäftsführende Vorstand zu einer kurzen Gedenkstunde zusammen, der eine interne Trauerfeier mit den Angehörigen und den Mitarbeitern im Bundesvorstand folgte. Es wurde kaum gesprochen. Vielen ist es noch unfassbar, und Kollegen schämen sich nicht ihrer Tränen. Die neue deutsche Gewerkschaftsbewegung hat mit dem Tod von Hans Böckler nicht nur den Repräsentanten ihrer großen sozialen Bewegung und eine Persönlichkeit von Format verloren, sondern auch einen Menschen, der vorbildlich in seiner Hilfsbereitschaft gegen jeden Mitarbeiter und Gewerkschaftskollegen war.

Die Bundesregierung, Funk, Presse und die gesamte Öffentlichkeit nehmen Anteil an dem schweren Verlust. Man fühlt überall, daß einer der besten und wertvollsten Menschen dem deutschen Volk verlorengegangen ist. Der Bundespräsident spricht von dem „erfüllten Leben“, das sich hier geschlossen hat. Bundeskanzler Dr. Adenauer, der in den letzten Wochen mit Hans Böckler in der Frage der Mitbestimmung häufig gesprochen hat, bringt sein Beileid mit den Worten zum Ausdruck, „er hat das getan, nicht nur um seiner Gewerkschaft willen, sondern, wie ich aus seinem eigenen Munde weiß, um damit dem ganzen deutschen Volk zu helfen“. Nicht abwägbar ist die aufrichtige, tiefempfundene Anteilnahme der Kolleginnen und Kollegen, ihrer Familien und der ganzen arbeitenden Bevölkerung, als deren Anwalt sich Hans Böckler stets berufen fühlte und handelte.

Hans Böckler wurde als Sohn eines Vornannes 1875 in Traunskirchen (Mittelfranken) geboren. Er erlernte den Beruf eines Silber- und Goldschlagers, und schon frühzeitig, im Jahre 1894, trat er dem Deutschen Metallarbeiter-Verband und der Sozialdemokratischen Partei bei. Neun Jahre später wurde ihm die erste hauptamtliche Funktion im Deutschen Metallarbeiter-Verband übertragen. Die Stationen seiner gewerkschaftlichen Arbeit sind das Saargebiet, Frankfurt a. M., Schlesien, Berlin, Danzig, Lothringen, das Siegerland und Köln, wo er im Jahre 1920 Bevollmächtigter der Verwaltungsstelle Köln des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes wurde. 1928 wird er Bezirkssekretär des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes für Rheinland und Westfalen-Lippe. Im selben Jahr wird er als Mitglied der Sozialdemokratischen Partei in den Deutschen Reichstag gewählt. Von 1933 bis 1944 ist die Gestapo dauernd hinter ihm her, und er wird zeitweise verhaftet. Hans Böckler ist einer der führenden Köpfe der illegalen deutschen Gewerkschaftsbewegung, und nach dem berüchtigten 20. Juli 1944 kann er sich in einem oberbergischen Dorf vor dem Zugriff der Gestapo verborgen halten. Nach der Kapitulation ist er Organisator der neuen deutschen Gewerkschaften und widmet sich voll und

„Ihr jungen Kolleginnen und Kollegen, nehmt das Werk eurer alten Kollegen auf. Werdet Gewerkschafter, werdet möglichst gute Gewerkschafter, werdet bessere Gewerkschafter, als wir es sein konnten. Bekennet euch und verwirklicht in euch unsere Ideale. Verhaßt sei euch die Phrase, liebt das Werk. Beurteilt die Menschen nicht nach ihren Worten. Beurteilt sie nach ihren Taten und arbeitet an euch.. Lernt! Schafft euch das Rüstzeug für den gewerkschaftlichen Lebenskampf. Wissen ist Macht. Können ist Macht. Aber vor allem übt jederzeit Solidarität. Seid Freunde eurer Kollegen!



ganz der gewerkschaftlichen Arbeit, der er sich von frühester Jugend an verschrieben hatte. Im Zuge des Zusammenschlusses der Gewerkschaften wird er Vorsitzender des DGB für die britische Zone, des Gewerkschaftsrates und auf dem Münchener Gründungskongreß im Oktober 1949 Vorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes für das Gebiet der Bundesrepublik und zwei Monate danach in London Vizepräsident des Bundes Freier Gewerkschaften.

Dem gewerkschaftlichen Lebenslauf Hans Böcklers müssen noch zahlreiche Ergänzungen folgen, damit sich das Bild der Gesamtpersönlichkeit rundet. Neben seiner hauptamtlichen Tätigkeit hatte er noch viele ehrenamtliche Funktionen, die er stets voll erfüllte.

Der Nachruf des Deutschen Gewerkschaftsbundes spricht von „seiner besonderen Liebe zu der arbeitenden Jugend“. Und in der Tat war er bis zuletzt Freund und Förderer der Jugend. Ganz besondere Sorge bereitete ihm die gegenwärtige Not der heimat- und berufslosen Jugend. Es berührte ihn schmerzlich, daß ihn Krankheit hinderte, auf der ersten Bundesjugendkonferenz in Hamburg zu erscheinen. Für die Anliegen und Empfehlungen dieser Konferenz gab er seine persönliche Unterstützung, um die erforderlichen Beschlüsse durchzuführen. Seine politischen Erfahrungen machten ihn von jeher hellhörig, und er durchschaute immer klar die Absichten der Neugründungen der militant ausgerichteten Jugendorganisationen.

Im Jahre 1930 forderte Hans Böckler die Bewaffnung der Gewerkschaft, um gemeinsam mit anderen demokratischen Kräften die Gefahren, die Demokratie und Freiheit bedrohten, zu bannen. Seine damaligen Warnungen wurden überhört. Die Lehre war, daß Hans Böckler entschlossen war, die demokratische Ordnung, die Freiheit mit der Kraft

einer einigen Gewerkschaftsbewegung zu erhalten.

Der Name Hans Böckler wird in der Geschichte der deutschen Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung immer mit der Einheit der neuen deutschen Gewerkschaftsbewegung verbunden sein. Die Mitbestimmung und die Neuordnung der deutschen Wirtschaft werden auf das engste mit seiner Persönlichkeit verbunden bleiben.

Man spricht von der Interessenlosigkeit der deutschen Jugend und davon, daß man ihr wieder Ideale und Vorbilder geben müßte. Für die Gewerkschaftsjugend treffen diese vagen Behauptungen nicht zu, denn sie hat echte Vorbilder aus der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung. Neben Carl Legien und Adam Stegerwald steht Hans Böckler, der saubere, feine Charakter, der sich stets durch besondere Herzlichkeit und Wärme auszeichnete und der der deutschen Gewerkschaftsjugend zwei große und dankbare Aufgaben mit auf den Weg gibt, für die es sich lohnt, zu kämpfen und seine ganze Persönlichkeit einzusetzen, im Interesse aller schaffenden Menschen und der größten sozialen Bewegung, die das stabilste Element demokratischen Lebens der Bundesrepublik darstellt.

Die jungen Gewerkschafter wollen ihrem Hans Böckler nicht nur ein ehrenvolles Andenken bewahren, sondern in seinem Geiste lernen, arbeiten und kämpfen. Sie wollen die Einheit der deutschen Gewerkschaftsbewegung vertiefen und aktivieren, und sie wollen zur Durchführung der Neuordnung der deutschen Wirtschaft die qualifizierten und gewerkschaftlich fundierten Kräfte in unermüdlicher Arbeit an sich selbst stellen. Mit dem Tode Hans Böcklers übernimmt die junge Gewerkschaftsgeneration eine große und verantwortungsvolle Verpflichtung.

Willi Ginhold.

FERN GESEHEN

Mechanisierte Massenunterhaltung

Wer heute nach längerer Abwesenheit wieder nach Amerika reist, wird eine entscheidende Umwandlung seit seinem letzten Besuch drüben im privaten Leben des durchschnittlichen Bürgers der Vereinigten Staaten feststellen können. Wesentlich stärker als das Kino oder der Rundfunk hat das Fernsehen, dieses letztgeborene Kind der mechanisierten Massenunterhaltung, die Freizeit des einzelnen beeinflusst. Ist es verwunderlich, daß man weniger ausgeht und öfter die Abende zu Hause verbringt, wenn man sich im Lehnstuhl, mit der Pfeife im Mund und den Pantoffeln an den Füßen, kostenlos vor dem eigenen Fernsehempfänger unterhalten lassen kann?

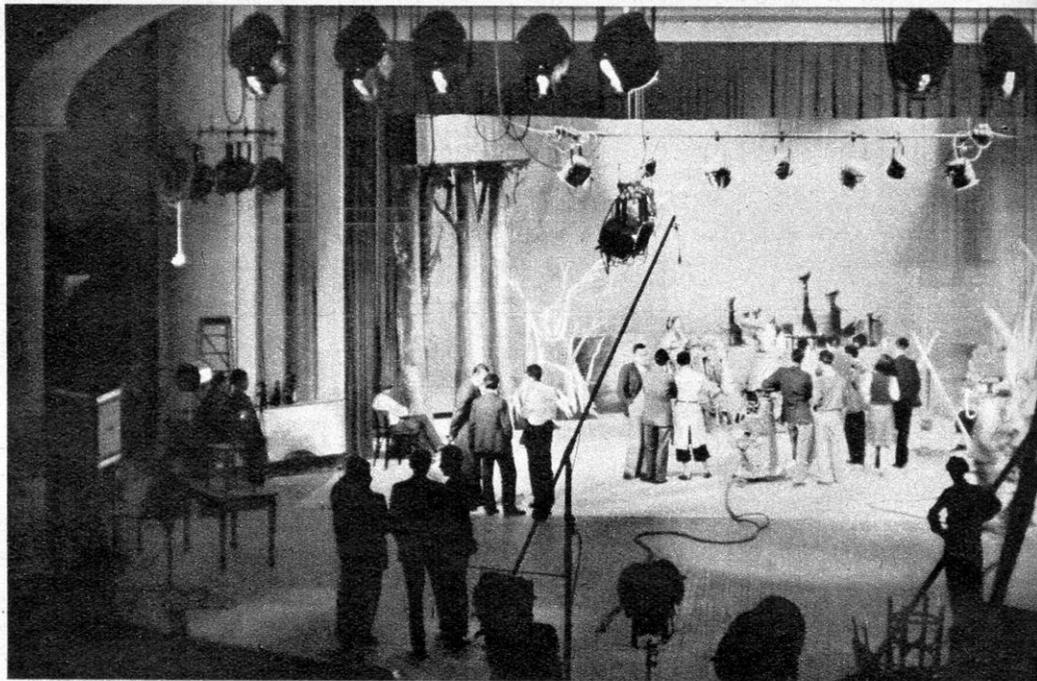
Kaugummi und Damenringkämpfe

Die „Television“ oder, wie man gewöhnlich in den Staaten sagt, das „video“, enthält Gutes und Schlechtes zugleich. Leider muß der europäische Besucher bald feststellen, daß das Schlechte in den amerikanischen Fernsehsendungen bei weitem überwiegt. Die 107 Fernsehsender, die privaten Erwerbungs-gesellschaften gehören und deren Programme von mehr als 10 Millionen Empfangsgeräten aufgenommen werden, strahlen überwiegend reine Reklamesendungen aus, die von den Produzenten von Coca-Cola oder von Kaugummi bezahlt werden.

Damenringkämpfe, Schönheitswettbewerbe, Gruselgeschichten mit Mord und Totschlag und Dauertanzvorführungen sind tägliches Brot auf dem Bildschirm des Fernsehgeräts der USA. Welch ungünstigen Einfluß diese Sendungen besonders auf die heranwachsende Jugend ausüben, braucht wohl nicht weiter auseinandergesetzt zu werden.

Keine Maschinenstürmer

Diese amerikanische Entwicklung des Fernsehens — die man übrigens auch jenseits des Atlantiks nicht widerspruchslos hin-nimmt und gegen die man besonders in Universitätskreisen heftig Sturm läuft — müßte uns in Europa als Lehre dienen. Es wäre sinnlos, etwa nun ganz die Einführung des Fernsehens bei uns ablehnen zu wollen. Wir sind keine Maschinenstürmer, die den tech-



Aufnahme im Fernseh-Studio Paris. Die Menschen, die daheim vor ihrem Fernsehempfänger sitzen, ahnen nichts von dem Angebot an Personal und komplizierten Apparaturen.

nischen Fortschritt verneinen und die sogenannten „guten alten Zeiten“ herbeisehnen. Gerade die jungen Menschen haben einen unveräußerbaren Anspruch darauf, daß alle technischen Hilfsmittel im Dienste der kulturellen Bereicherung des einzelnen eingesetzt werden. Worauf es allein ankommt, ist, dafür zu sorgen, daß der moderne Zauberlehrling das Bestmögliche im Allgemeininteresse hergibt.

Europäische Lösung

Das Fernsehen hat drei Hauptaufgaben zu erfüllen: es soll unterhalten, belehren und informieren.

Im unterhaltenden Teil soll das Fernsehen möglichst die Spitzenleistungen berücksichtigen und auf das verzichten, was ein jeder im Theater, Konzertsaal oder Kino seines Wohnortes sehen oder hören kann. Die kulturellen Werte des einen Volkes dem anderen nahebringen, das ist eine der wichtigsten Aufgaben der Television.

Im belehrenden Teil kommt es ebenfalls darauf an, das gewöhnlich schwer Zugängliche dem einzelnen bildhaft vorzuführen. Welche riesigen Aufgaben das Fernsehen ganz besonders im Unterrichtswesen zu erfüllen hat, ist leicht zu erkennen.

Die informierenden Fernsehsendungen sollen den einzelnen zum direkten Zuschauer des Weltgeschehens machen. Je weiter der Rahmen gespannt ist, aus dem das Fernsehprogramm seine Stoffe schöpft, um so besser erfüllt es seine wirkliche Aufgabe der Aufklärung und kulturellen Bereicherung. Nur ein gemeinsames europäisches Fernsehprogramm kann all diesen Forderungen gerecht werden.

Aber auch aus rein wirtschaftlichen Erwägungen heraus ergibt sich die Notwendigkeit eines übernationalen Fernsehnetzes. Die Kosten eines hochwertigen Fernsehprogrammes sind so erheblich (der NWDR rechnet mit einer Ausgabe von 500 DM je Sendeminute), daß kein einziges Land unseres Kontinents allein die Unterhaltung eines solchen Programms bestreiten kann.

Es ergibt sich also sowohl aus kulturpolitischen als auch finanziellen Gründen die Notwendigkeit der europäischen Lösung des Fernsehproblems. Doch kann eine solche Lösung nur gefunden werden, wenn sich die europäischen Länder zu der Annahme einer gemeinsamen Fernsehtechnik bereifinden. Denn anders wie beim Rundfunk kann ein Fernsehempfängergerät im Prinzip nur eine bestimmte Sendart aufnehmen.

LESER SCHREIBEN:

Liebste Freunde!

Wir haben herzlich gern Eure Zeitschrift und noch willkommener Euren Brief vom 30. vorigen Monats empfangen. Indem wir Euch für die aufrichtigen und brüderlichen Ausführungen, die sich auf uns beziehen, danken und Euch die unfehlbare Solidarität, die Ihr unserem lieben Verwandten Gino Luccetti, so gern fühlen liebt und beweist, hoch anrechnen, empfangt unseren herzlichsten Dank für Euer großmütiges Handeln.

Eurer Jugend, die in diesem besonderen Augenblick so viel für das Wohl der Menschheit und für die Zukunft einer Gesellschaft von Freien, die auf den Dreiklang Friede, Gerechtigkeit, Freiheit abgestimmt ist, arbeitet, unsern Beifall und unseren Ansporn. Mögen sie als willkommene Anregung dienen, durchzuhalten und Vertrauen in den begonnenen Kampf zu haben.

Mit diesem Wunsche erwarten wir Euren höchstwillkommenen Besuch hier bei uns, der uns stärken und uns die gemeinsamen Ideale und Gefühle für die ständige Arbeit zur Eroberung eines neuen Zeitalters des Wohlergehens und der sozialen Gleichheit bestärkt wird.

Seid von unserer ganzen Familie herzlich umarmt.

Für die Familie Gino Luccetti der Bruder Andrea.
Avenza, via Sotto Avenza.

„Wenn Sie vorankommen wollen,

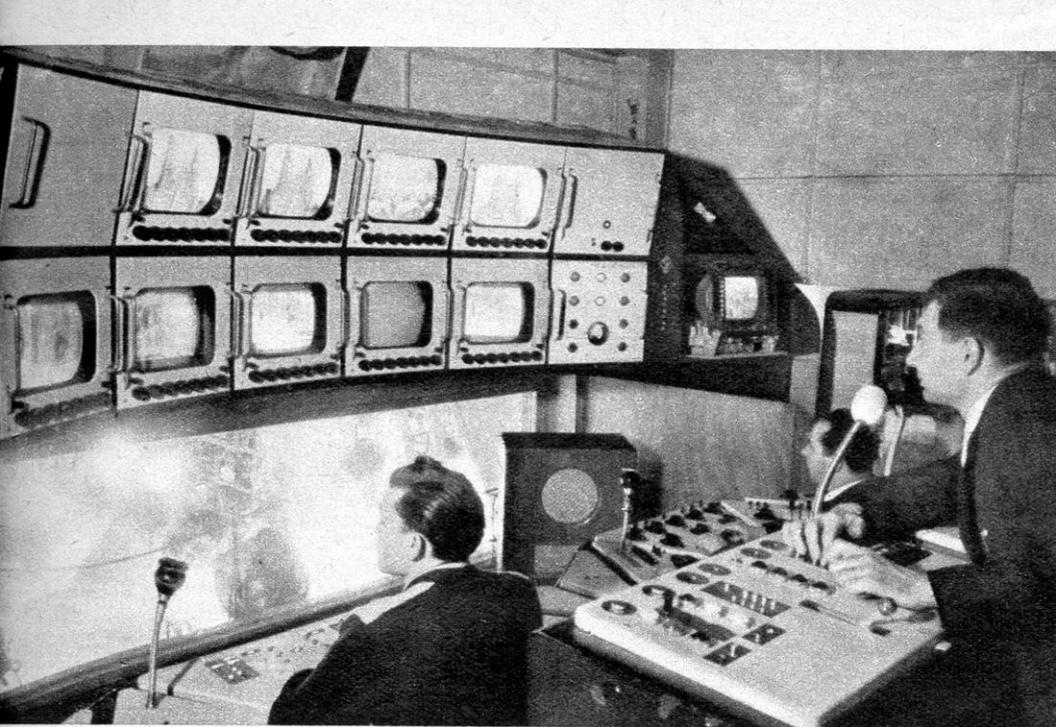
müssen Sie sich von der Gewerkschaft distanzieren.“ Ein tüchtiger Gewerkschafter ist immer bestrebt, ein guter Fachmann und ein selbständig denkender Staatsbürger zu werden. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß gerade die strebsamsten jungen Menschen auch die eifrigsten Besucher der Schulungsstätten der Gewerkschaften sind. Es gefällt aber anscheinend einigen Unternehmern nicht recht, daß junge Menschen sich eine eigene Urteilsfähigkeit aneignen. Wie soll man es sonst verstehen können, daß ein hiesiger Unternehmer obigen Ausspruch einem Mitarbeiter gegenüber tat. Der Unternehmer hatte selbst bereits festgestellt, daß in dem jungen Mann ein großer Wissensdurst und eine mächtige Lernbegierde brannten, und er erklärte sich auch bereit, diese Energien zu unterstützen und zu fördern. Als der Unternehmer jedoch erfuhr, daß sich der Kollege auch an den Schulungseinrichtungen der Gewerkschaften beteiligte, wurde das Wohlwollen plötzlich geringer. Warum wohl? Es kann nicht gelehrt werden, daß an den Gewerkschaftsschulen manches gelehrt wird, was rückschrittlich denkenden Unternehmern nicht gefällt. Der größte Wert wird hier auf die Formung und Bildung eines echten Staats- und Wirtschaftsbürgers gelegt. Dieser neue Arbeitnehmertyp wird sich mit allen Mitteln für die volle Gleichberechtigung des Arbeit-

nehmers in der Wirtschaft und Gesellschaft einsetzen. Es ist die volle Überzeugung der Gewerkschaften, daß ein solcher Mensch höhere Leistungen vollbringt als der „Untertan“.

Wer durch die Schule der Gewerkschaft geht, wird auch, wenn er es zu etwas gebracht hat, seine Herkunft nicht verleugnen. Er wird als Vorgesetzter nicht nach oben grüßen und nach unten treten. Ihm ist es zum Bewußtsein gekommen, daß nur aus einer harmonischen Zusammenarbeit aller Wohlstand und menschenwürdiges Leben erblühen können. Solche Menschen sind den hiesigen Unternehmern aber nicht genehm. Bei ihnen fällt die flache Propaganda gegen das Mitbestimmungsrecht, wie sie gerade hier betrieben wird, nicht auf fruchtbaren Boden. Es kann auch nicht gelehrt werden, daß die führenden Persönlichkeiten, die aus der Arbeitnehmerschaft hervorgehen, wirklich fähig waren, das Ganze zu sehen, was man von den übrigen Ständen leider nicht behaupten kann. Sonst wären die heutigen Auswüchse im Wirtschaftsleben unmöglich. W. Wachtendonk

Liebe Kollegen

seit zwei Jahren erhalte ich durch meinen Freund Fritz Braun, Jugendsekretär im Hauptvorstand der Deutschen Eisenbahngewerkschaft, Frankfurt, den „Aufwärts“ zugeschickt. Es freut mich sehr, feststellen zu können, daß mit dieser Zeitschrift die deutsche Jugend eine Wegleitung zu neuem gewerkschaftlichen und vor allem demokratischen Denken besitzt. Von allen, mir bekannten gewerkschaftlichen Jugendzeitschriften er-



Regieraum mit Mischpult. Alle Szenen, die im Studio von verschiedenen Kameras aufgenommen werden und auf den Bildschirmen erscheinen, mixt man zu einer Fernsehsendung.

Etwas komplizierte Technik

Ähnlich wie bei der drahttelegrafischen Übertragung eines Bildes, dem Belinogramm, wird das Fernsehbild in Punkte und Zeilen zerlegt und so in den Äther gesandt. Das Empfangsgerät setzt die Punkte und Zeilen wieder zum ganzen Bild zusammen, so daß der Zuschauer nichts von diesem technischen Prozeß bemerkt, falls der Raster eng und dicht genug ist. Sind diese Voraussetzungen aber nicht gegeben, so bleibt das Bild unscharf und verschwommen. Je höher die Zeilenzahl oder, wie die Techniker sagen, die Definition der Fernsehsendung ist, um so deutlicher und feiner wird das Bild und eine um so stärkere Vergrößerungsmöglichkeit ist gegeben.

Eine gemeinsame europäische Fernsehdefinition ist bisher noch nicht gefunden. Während England aus wirtschaftlichen Erwägungen heraus noch seine vor 15 Jahren eingeführte Norm von 405 Zeilen beibehält, hat Frankreich seit zwei Jahren etwa die Einführung des 819-Zeilen-Systems beschlossen. Diese Norm ist die einzige, die infolge ihrer großen Bilddichte die Projektion des Fernsehbildes auf eine Zimmer- oder gar Saalleinwand zuläßt. Da ein Fernsehempfangsgerät recht kostspielig ist (mindestens 1000 DM) und da dieses neue technische Wunder auf keinen Fall ein Luxusartikel zum alleinigen Gebrauch der besitzenden Klassen bleiben darf, erachtet man in Frankreich die hohe Zeilenzahl aus sozialen Erwägungen und mit Rücksicht auf die notwendige Einführung von Gruppenempfangsräumen für die werktätige Bevölkerung mit Projektion auf eine größere Leinwand als absolut unerlässlich.

scheint sie mir als die beste und lebendigste. Als Mitglied des Vorstandes des Gewerkschaftskartells Zürich und der Platzunion des Eidgenössischen Personals Zürich interessiere ich mich immer sehr, ob und mit welchen Problemen der heutigen Zeit sich die jungen Kollegen im Ausland beschäftigen. Meine Studienreisen brachten mich schon einigemal zu Euch nach Deutschland, und ich freue mich immer wieder an dem „guten Willen“, den die Jugend Deutschlands der ihr doch etwas neuen demokratischen Schulung in Lagern und Jugendherbergen, an Kursen und an der Arbeit in den gewerkschaftlichen Jugendgruppen entgegenbringt.

Euer Kollege Walter Brunner,
Beamter SBB, Zürich 47 9, Schweiz.

Eine Anregung

Während eines Aufenthalts in Holland bei Gewerkschaftskollegen hatten wir Gelegenheit, ein Filmtheater zu besuchen. Vor dem Hauptfilm sahen wir einen Film über das Leben armer Jugendliche in einem weitab von aller Unruhe des Lebens gelegenen Jugendheim. Die Mittel für dieses Heim werden von der Bevölkerung aufgebracht, denn — nach dem Film gingen Sammelbüchsen durch die Reihen. Jeder warf etwas hinein. Ich habe keine Ausnahmen entdecken und auch keine abfälligen Bemerkungen hören können. Wäre das, was in Holland möglich ist, nicht auch in Deutschland möglich? Jeder hat doch ein paar Pfennige übrig für einen guten Zweck. Und viele Wenig ergeben ein Viel. Was meint die Gewerkschaftsjugend dazu?

Alfred Spiche, Aachen.

In Deutschland, wo die Forscher der Fernseh-GmbH. vor dem Zusammenbruch eine Norm von 1000 Zeilen empfohlen hatten, haben die Versuchsendungen des NWDR in Hamburg auf der Grundlage von 625 Zeilen begonnen. Diese Definition, die von der Firma Philips propagiert wird, ist bisher nur von der Sowjet-Union und den Satellitenstaaten in Europa offiziell eingeführt worden. Trotz verschiedener internationaler Konferenzen scheiterten bisher alle Versuche, diese Verschiedenheiten der Sendesysteme zu beseitigen und eine gemeinsame europäische Norm zu finden.

Mit gleicher Spurbreite

Wer ist mehr als die jungen Menschen unseres Kontinents daran interessiert, daß endlich einmal und besonders auf einem noch so jungen Gebiet des technischen Fortschritts mit dem eigenbrötlerischen Denken in engen nationalen Begriffen Schluß gemacht wird! Eine Schiene mit gleicher Fernsehspurbreite muß die europäischen Völker verbinden und dazu beitragen, daß sich die Menschen der verschiedenen Nationen näher kommen, einander verstehen und achten lernen und endlich begreifen, daß sie viel mehr gemeinsames Kulturgut haben, als sie bisher glaubten. Das ist die große Aufgabe des europäischen Fernsehens.

J. L. Hébarre (Paris)

Zum Thema „Polizei“

Es ist noch nicht lange her, daß in Düsseldorf in einer großen Versammlung die Polizeibeamten des Landes Nordrhein-Westfalen gegen ihr niedriges Einkommen protestierten. Was ergibt sich daraus? Die Polizeibeamten in einem demokratischen Staat müssen auf der Seite der Arbeitnehmer stehen, sie müssen sich gewerkschaftlich organisieren, um so wie alle Arbeitnehmer für soziale Gerechtigkeit und ein menschenwürdiges Dasein zu kämpfen. Nur so können sie verstehen, warum gestreikt wird und Protestkundgebungen stattfinden. Diesen Männern wird es nicht einfallen, gegen die Arbeiterschaft mit Knüppel und Tränengas vorzugehen, denn sie sind ja schließlich auch Arbeitnehmer.

Walter Kirschner, Remscheid.

Liebe „Aufwärts“-Redaktion!

Es war eine gute Idee, im zweiten Novemberheft (oder war es die erste Dezember-Ausgabe?) die Anschriften einiger englischer Gewerkschafter, welche mit deutschen Kollegen Briefwechsel wünschten, zu veröffentlichen.

Ich habe mir Mr. Hugh McCluskey, 37. St. Monance Street, Springburn, Glasgow N., herausgesucht und bin mit meiner Wahl (wir haben bisher drei Briefe gewechselt) ganz zufrieden. Daß mein Partner (er ist gleich mir Buchdrucker und 28 Jahre alt) kein Wort Deutsch versteht und ich meine seit 14 Jahren brachliegenden Englischkenntnisse recht mühsam wieder hervorkramen muß, tut der Sache keinen Abbruch. Vielen Dank für die Vermittlung!

Rudolf Loeding

WEISST DU, DASS ...

ein Dokumentarfilm über die deutschen Gewerkschaften, in dem die Entwicklung der Berliner Gewerkschaftsbewegung vom FDGB bis zur Entstehung des DGB gezeigt wird, der amerikanische Drehbuchautor Sheridan Gibney herstellen will? Gibney hält sich bereits in Berlin auf und will mit seinem Film eine Serie beginnen, durch die das Ausland über die Entwicklung der Gewerkschaften in Deutschland vertraut gemacht wird. Gibney war einmal Präsident des Verbandes amerikanischer Drehbuchautoren und ist mit dem „Oscar“ ausgezeichnet worden.

★

320 000 Jugendliche jetzt neu in die kommunistisch orientierte Kinderorganisation „Junge Pioniere“ aufgenommen wurden? Damit gehören der Organisation gegenwärtig fast 1 500 000 Jungen und Mädchen an.

★

die „Weltumfassende Jugendorganisation“ (TJO) sich ausschließlich durch die Welthilfssprache Esperanto verständigt? Ziel der Organisation ist es, die Jugendlichen aller Länder einander näherzubringen, und zwar ohne Rücksicht auf Rasse, Religion und soziale Stellung. Alljährlich wird ein „Internationales Jugendtreffen“ veranstaltet. Im Jahre 1950 kamen 400 Jugendliche in Konstanz zusammen. Für dieses Jahr ist Haarlem (Holland) als Treffpunkt der Jugendlichen vorgesehen. Der genaue Zeitpunkt des Jugendtreffens steht noch nicht fest.

★

Dr. Heinemann, der ehemalige Bundesinnenminister, Ende Januar vor den Studenten der Tübinger Universität über die Remilitarisierungsfrage sprach? In fünf Punkten stellte Dr. Heinemann eine gemeinsame Basis fest, und zwar: 1. Friedenswillen, der auch den Rüstungswilligen in unseren Reihen nicht abzuspüren sei, 2. Ablehnung des russischen Totalstaates, 3. Ablehnung jedes Kreuzzuggedankens, 4. Ablehnung des grundsätzlichen Pazifismus, der aus dem Evangelium nicht abgeleitet werden könne, und 5. das Recht der Kriegsdienstverweigerung aus persönlicher Gewissensentscheidung.

★

gegen die Vorführung des Willy-Forst-Films „Die Sünderin“ in Bremen der Landesjugendring Bremen protestierte? Der Jugendring schließt sich damit einem entsprechenden Antrag der katholischen und evangelischen Jugendverbände an.

★

die Stadt Konstanz den Kioskhändlern eine Kündigung ausgesprochen hat für den Fall, daß sie weiterhin Schmutz- und Schundliteratur verkaufen?

★

die Lehrlinge des Malerhandwerks in Bünde/Westf. als Gesellenstück je einen Raum von 21 Flüchtlingsfamilien kostenlos renovieren mußten?

★

allein in Berlin im vergangenen Jahr fast 3000 neue Vereine entstanden?

★

2240 Jugendherbergen mit 100 000 Betten und 5,9 Millionen Übernachtungsmöglichkeiten zurzeit in der Welt bereitstehen? Die größte Herberge mit durchschnittlich 100 Betten besitzt Holland.



Foto: U. Hoffmann

Möchtest du Kindergärtnerin werden?

Tausende von Kindern, deren Mütter gezwungen sind, den ganzen Tag über von Hause fort zu sein, suchen vergeblich nach neuzeitlichen Kindergärten, in denen sie unter liebevoller Obhut mit Gleichaltrigen froh sein können. Viele der ehemaligen Kindergärten oder Tagesstätten sind zerstört oder eingegangen, und die Stadt- und Gemeindeverwaltungen, die bis jetzt noch nicht einmal die Mittel aufbringen konnten, um die zerstörten Schulen wieder herzurichten, denken ganz allmählich erst daran, daß auch Kindergärten wichtig und notwendig sind. Der Beruf der Kindergärtnerin ist ein ausgesprochener Frauenberuf. Trotzdem gibt es nicht sehr viele Mädchen, die sich dafür eignen. Sie müssen eine große Liebe zu Kindern verspüren und eine ausgesprochen erzieherische Veranlagung besitzen. Auch musikalische Begabung und Handgeschicklichkeit sind von Nutzen. Leider ist die Ausbildung noch ziemlich kostspielig und für Arbeiterkinder meist nicht erschwinglich. Es

wird Mittelschulreife verlangt und danach eine zweijährige Ausbildung auf einem sozialpädagogischen oder Kindergärtnerinnen-seminar, die mit einer staatlichen Prüfung abschließt. Wo die mittlere Reife fehlt, kann bei begabten Schülerinnen nach Ablegen einer schulwissenschaftlichen Vorprüfung ebenfalls Aufnahme in ein Seminar erfolgen. Für Kinderpflegerinnen ist die Sache etwas einfacher. Hier genügen Volksschulbildung und der Besuch einer Kinderpflegerinnenschule, der ein bis zwei Jahre dauert. Die Schülerinnen der Frauenoberschulen müssen einige Wochen als Praktikantinnen in einem Kindergarten oder Heim tätig sein. Oft lernen die Mädchen hier zum erstenmal die soziale Not aus nächster Nähe kennen, und Eindrücke, die sie dort erhalten, sind entscheidend für ihre spätere soziale Arbeit. Einige der Mädchen haben uns geschildert, was sie so als Praktikantinnen erlebt haben, wie schwierig es oft war, aber auch, wieviel Freude sie bei ihrer Arbeit empfunden haben.

Ich will auch eine Mutti haben!

Die Kindergruppe, von der ich erzählen will, ist zusammengewürfelt:

Da ist Margret mit der ewig laufenden Nase, die immer „Dude“ statt „Suse“ sagt. Als sie 1 Jahr alt war, kam sie ins Heim und hat die Eltern niemals gesehen. Da sind Peter und Gisela, deren Mutter berufstätig ist, weil der Vater im Krieg fiel; da sind Ursel und Heinz, die vor einem Jahr völlig verlaust und verdreckt hierher gebracht wurden, weil die Eltern im Gefängnis sitzen.

Diese Kinder nun waren alles andere als friedlich und harmonisch. Fast täglich herrschte erbitterter Kleinkrieg zwischen ihnen. Jeder wollte immer alles haben und mißgönnte dem anderen das kleinste Spielzeug. Oft waren wir Erwachsenen ganz ratlos und ziemlich verzweifelt.

Da kam Margrets Geburtstag. Wir hatten zum Schluß gesungen, und anschließend gingen die Kinder ins Bett. Erstaunt blieb ich auf der Schwelle zum Mädchenraum

stehen: Margret lag schluchzend in ihrem Bettchen und stieß hervor: „Ich will auch mal eine Mutti haben! Warum habe ich keine Mutti? Alle anderen kriegen Besuch, nur ich nicht!“ Die Kinder waren ganz still — plötzlich stand Inge auf, tappte mit den nackten Füßen an Margrets Bett, streichelte sie und flüsterte: „Sei still, Margretchen, ich will deine Mutti sein!“ Margret hörte auf zu schluchzen und hielt Inges Hand fest.

Am nächsten Tag mühten sich ein paar Kinder, nett und hilfreich zur kleinen Margret zu sein. Die anderen höhnten und riefen: „Ihr wollt wohl fromm werden, ihr Dösköpfe!“ Die aber ließen sich nicht beirren, und ganz allmählich lernten alle von den wenigen, wie beglückend es sein kann, anderen zu helfen und ein wenig selbstlos zu sein. Wir Erwachsenen aber gingen mit neuer Hoffnung daran, das Gute in diesen fast verschütteten Kinderseelen frei zu machen.

Erika Mütter

Ein kleines Paradies

Mein dreiwöchiges Praktikum verbrachte ich in einem Tagesheim, das 50 Kindern berufstätiger Eltern Aufenthalt bot. Es war nur eine einfache Holzbaracke, nach dem Zusammenbruch vom Schweizer Hilfswerk errichtet, doch herrschte darin eine solche anheimelnde Atmosphäre, daß die Kinder wie kleine Blumen im Treibhaus gediehen. Die kleinen Möbel waren aus einfachstem Holz, bunt bemalt, wie es Kinder lieben, aus Säcken waren mittels bunter Wollfäden Tischdecken und Wandbehänge entstanden, die Wände schmückten Laubsägearbeiten der Kindergärtnerinnen und selbstgemalte Bilder der Kinder. Spielzeug und Bilderbücher waren aufs sorgfältigste ausgewählt. Direkt am Haus lagen die Spielwiese, der Sandkasten und die Blumenbeete. Im Waschraum hatte jedes Kind Zahnputzbecher und Handtuch, und darauf waren alle so stolz, daß das Waschen zur Freude wurde. In dieser Gemeinschaft lernten die Kinder die einfachsten Formen der Höflichkeit und der gegenseitigen Hilfsbereitschaft. Gerne denke ich an die rührenden Erlebnisse mit ihnen. Ob nun ein kleiner Knirps mir morgens voll Stolz erzählte, daß er sich den Hals gewaschen habe, oder ob ein anderer ein Stück von seiner Möhre abbiß, um es mir zu schenken, mich freuten diese Beweise ihrer Zutraulichkeit. Es waren keine Musterkinder, im Gegenteil, sie kamen aus zerrütteten Verhältnissen, es herrschten Wohnungsnot und Arbeitslosigkeit in ihren Familien, und manch rauhen Ton von älteren Geschwistern hatten sie gehört, trotzdem brauchte die Leiterin nie zu ernstesten Strafen zu greifen, sie half stets mit Güte und Verstehen. Alles ging so einfach zu in diesem Heim, und doch war es ein kleines Paradies für die Kinder.

M. Cramm

40 v. H. haben keinen Vater

Ich habe im Klosterkindergarten der Schwestern von der christlichen Liebe in dem stark zerstörten Arbeiterviertel einer rheinischen Großstadt gearbeitet. Wohl hatten wir sauber und ordentlich gekleidete Kinder aus sozial schlecht gestellten Familien, jedoch die Mehrzahl war un gepflegt und kam mit zerrissenen Kleidern und genau so schmutzig und ungewaschen morgens bei uns an, wie sie am Abend vorher gegangen war. Manchmal war es so schlimm, daß wir die Kleinen allein setzen mußten. Wir bemühten uns natürlich, am Abend alle Kinder gewaschen und gekämmt zu entlassen, aber es standen uns nur zwei Waschbecken und einige Handtücher für 60 bis 70 Kinder zur Verfügung. Mehr zu beschaffen war der Leiterin des Kindergartens finanziell nicht möglich.

Die Kinder waren acht bis zehn Stunden am Tag oder noch länger im Heim, weil die Mütter zur Arbeit gehen mußten, außerdem zogen sie den Aufenthalt im Kindergarten ihrem trostlosen Zuhause in den entsetzlich engen Wohnungen, in denen sie sich nicht bewegen durften, vor. Erschüttert hat mich die Tatsache, daß 40 v. H. der Kinder ohne Vater lebten. Entweder war er gestorben oder gefallen, hatte die Familie verlassen oder war überhaupt nicht vorhanden. Über ein Viertel der Kinder war außerhalb einer Ehe zur Welt gekommen. In all diesen Fällen mußte die Mutter das Brot verdienen oder die öffentliche Wohlfahrt in Anspruch nehmen. Es gab auch Fälle, wo die Mütter auf eine Weise zu Geld kamen, die alles andere als erzieherisch auf die heranwachsenden Kleinen wirken mußte, die sie im Gegenteil geistig und seelisch vergiftete.

Gerade in einer solchen Gegend wäre es dringend notwendig, gut ausgestattete Kindergärten zu haben, und ich verstehe die Stadtverwaltungen nicht, die hier nicht Mittel und Wege finden, den Kindern, die ihre Lage doch nicht verschuldet haben, wenigstens etwas an Frohsinn, Sauberkeit und Ordnung zu geben.

Liselotte Hans

Thaddäus Troll (Journalist) behauptet:

ALLE JOURNALISTEN SIND DOOF!

So, da steht es in der Überschrift sogar, so fett es auf dieser Seite möglich ist. Da geht es also in die Geistesgeschichte ein. Vielleicht wird dieses Blatt in 10 000 Jahren ausgegraben. Dann stellen die Klamottensammler, auch Archäologen genannt, fest: im Jahre 1950 waren die Journalisten so ehrlich, daß sie in ihrer eigenen Zeitung von sich selbst behaupten, sie seien doof (doof laut Duden: urspr. taub, dann langweilig, beschränkt, stumpfsinnig, dumm). Die Journalisten des 20. Jahrhunderts waren, so folgern



die Historiker messerscharf, ein Stand, der zur Selbstkritik imstande war. Um mich im Stand des Bildes zu halten: sie schossen zwar häufig (freihändig) aus dem Stand, aber sie schossen auch auf den Stand.

So, und nun bitte ich diejenigen meiner Kollegen, die sich durch die Überschrift beleidigt fühlen, die Hand zu heben. Ich sehe keinen. Danke schön. Ich habe also keinen Journalisten beleidigt. Aber ich wette: es werden Briefe kommen, in denen sich Archäologen beschwerten, daß ich ihre Ehre in den Schutt gezogen hätte, in dem sie wählen. Weil ich sie „mit dem abschätzigen Wort Klamottensammler belegt“ habe. Da wäre also die Katze aus dem Sack, in dem des Pudels Kern begraben liegt. Ich wäre bei meinem Thema mit Variationen, das lautet: die Kollektivempfindlichkeit der deutschen Stände. Ein Thema wahrlich, das dem Journalisten Kummer macht.

Denn seine Aufgabe ist es — verzeihen Sie, wenn ich eine jener Wahrheiten ausspreche, die in die Binsen gehen —, den Menschen so zu schildern, wie er ist. Nun ist aber der Mensch weder gut, wie Leonhard Frank sagt, noch schlecht, wie man meinen könnte, wenn man die Seite 1 von Tageszeitungen regelmäßig liest. Der Mensch ist durchwachsen, oder: zwei Seelen wohnen, ach! unter der nicht immer weißen Frackweste, um das Pflicht-Goethezitat anzubringen.

Der Mensch, der gern auf der moralischen Schattenseite des Lebens lustwandelt und mordet, ist nicht als Falschmünzer, Raubmörder, Hochstapler, Schläger oder Unterschläger polizeilich gemeldet. Er hat auch mal was Rechtes oder Linkes gelernt und deshalb einen bürgerlichen Beruf. So gibt es also Schneidermeister, die betrügen. Es gibt Postbeamte, die unterschlagen, Zahnärzte, die ins Zuchthaus kommen.

Nun hat der Leser nichts dagegen, wenn der Journalist über Zuchthaus, Unsittlichkeit, Betrug und Raub schreibt. Je höher einer stapelt, um so viel mehr Zeilen stehen ihm in der Presse zu. Dem Abonnenten erscheinen Berichte über die moralische Ab-

rüstung lesenswerter als solche über die moralische Aufrüstung.

Niemand protestiert gegen Überschriften wie „Elektriker rettet Damenstift vor Feuersbrunst“. Aber wehe der Zeitung, in deren Roman ein Elektriker auftritt, dessen Kinder hungern, während er sich mit der zweifelhaften Baronin Schipomanski amüsiert. Sofort protestiert die Innung: „Sollte unser Berufskamerad nicht spätestens in der nächsten Fortsetzung zu Frau und Kind zurückkehren, so werden wir bei der zuständigen Handwerkskammer veranlassen, daß sämtliche Gewerbetreibende ihr verleumderisches Blatt abbestellen.“

Auch die Mimosen tragen Früchte. Die Ubel-täter und Bösewichte, die in die Zeitung kommen, verlieren ihren Beruf, damit die Zeitung keine Abonnenten verliert. Aber fast noch mehr als der Lokalredakteur leidet der Feuilletonist unter der Kollektivempfindlichkeit der deutschen Stände. Besonders wenn er zu den Leuten gehört, die die Welt zum Weinen und die sich nur dadurch vor der Verzweiflung retten, daß sie möglichst viel daran zum Lachen finden. Kurz gesagt: der Humorist.

Da sitzt er nun an seinem Schreibtisch und arbeitet an einer Geschichte, in der ein Betrunkener vorkommt. Diesem ihm gar nicht unsympathischen Menschen möchte er einen Beruf geben. Aber Sie wissen, was geschieht, wenn er ihn zum Metzgermeister macht.

Ich habe unter meinen Lesern viele Metzgerfrauen. Sie gaben mir vor der Währungsreform gelegentlich 50 Gramm über meine Markenverhältnisse. Jetzt kann ich es ja sagen, weil die Wurst vermutlich unter die Amnestie fällt. Damals hatte ich das Gefühl, als ob meine Wohltäterinnen meinewegen ständig mit einem Fuß im Zuchthaus stünden.

Zeichnungen: Herbert Lemkes



Und soll ich so undankbar sein und einen betrunkenen Metzgermeister erfinden? Zumal ich weiß, daß dann die Innung geschlossen frei von der beleidigten Leberwurst weg gegen den „verleumderischen Schreiberling“ vorgehen würde. Nein, nein. Lieber stelle ich fest, daß es nie einen Metzgermeister gab, der jemals einen Tropfen über den Durst getrunken hat. Das tun nur die Journalisten.

Wenn ich jetzt etwa über einen Friseur schreibe, vergesse ich nicht zu betonen, daß er keinem Kunden ein Haar krümmen kann. Ein Kammerjäger vermag keiner Fliege etwas zuleid zu tun. Meine Schornsteinfeger tragen blütenweiße Westen. Chirurgen können kein Blut sehen. Metzgermeister beweinen jedes geschlachtete Kalb und kaufen ihm einen Kranz. Wirte klären ihre Gäste über die bösen Folgen des Alkohols auf.

Nie würde ich mir getrauen, einen humoristischen Roman zu schreiben. Denn man kommt dabei nicht ohne komische Figuren aus. Und man kann wohl alle Journalisten zu komischen Figuren (wie es der Film schon lange tut), aber nicht alle komischen Figuren zu Journalisten machen.

Denn sie gehören dem einzigen Stand an, der nicht empfindlich ist. Die Überschrift soll ihre Unempfindlichkeit beweisen. Oder können Sie sich denken, daß die Dentisten in ihrem Fachblatt einen Aufsatz mit der Überschrift: „Alle Dentisten sind doof!“ abdrucken?

Mit meiner Überschrift habe ich aber noch etwas ganz Egoistisches im Sinn. Ich werde sie in Zukunft allen beleidigten Leberwürsten unter die Nase halten. Und ihnen sagen: Was wir von uns selbst sagen, das dürfen wir füglich und rechtlich auch von anderen behaupten. Juristisch mag das ja ein Trugschluß sein.

Da fällt mir übrigens noch ein zweiter Stand ein, der nicht empfindlich ist. Es sind die Bundespräsidenten. Schade, daß es die nur in der Einzahl gibt. Sonst könnte man auch sie zu Figuren eines heiteren Romans machen, ohne daß ihre Fachschaft sich beschwert.

Kein Wunder! Der unempfindliche Staatschef ist ja auch durch die Schule des Journalismus gegangen!

Der Rucksack

Um von Dschonny zu reden, erzählte Hein Seemann, das war ein Mann, auf den man sich verlassen kann. Jawohl. Und stark! Junge, war der stark! Ich bin ja lange mit ihm auf einem Schiff gefahren und kannte ihn genau. Eines Tages sagte der Kapitän zu mir: Seemann, sagte er, du bist doch ein guter Schütze.

Was soll das? fragte ich ihn.

Nun, gab der Kapitän zurück, wir stehen schlecht mit dem Proviant. Das heißt, setzte er hinzu, Kabelgarn und Hafergrütze haben wir noch genug an Bord, aber die Fettigkeiten fehlen. Und da habe ich mir gedacht, du könntest wohl mal an Land pullen und ein paar Tiere schießen. Was der Dschonny ist, der kann ja mitgehen, damit, was du schießt, auch an Bord kommt. Ist gemacht, Kapitän, habe ich gesagt, und saß mit Dschonny schon im Boot. Wie wir ausstiegen, wälzte sich ein Rieseniester von Schlange vor uns über den Weg. Nun, ich war ja nicht scharf auf Schlangenfilet, aber vorläufig mußten wir mal nehmen, was wir fanden. Ich legte also an, das Gewehr sagte paff, und Dschonny packte das tote Tier in seinen Rucksack. Wie wir weitergingen, trafen wir eine Gazelle. Das schien uns schon ein besserer Braten. Ich schoß das Tier. Dschonny packte es ein, und wir zogen weiter. So haben wir im Laufe des Nachmittags noch so Stücker drei oder vier Biester geschossen, und wir wollten gerade zu unserem Boot zurück, als uns noch ein dicker Elefant über den Weg lief. Ein Ungeheuer, kann ich euch sagen! Beine wie Brückenpfeiler und Ohren wie Vormastsegel. Na, als ich ihm eine Ladung zwischen die Augen geschossen hatte, kippte er gleich um. Dschonny machte sich darüber her und...

Nun sag bloß, der Dschonny hätte den auch noch in seinen Rucksack gepackt, unterbrach einer der Zuhörer den Erzählenden.

Hab' ich das gesagt? fragte Hein entrüstet und sah sich treuherzig um. Du hast es gesagt — aber, um die Geschichte zu Ende zu erzählen, wie der Dschonny sich den Rucksack wieder aufhuckte, sagte er doch zu mir: Seemann, sagte er, jetzt mußt du aber Schluß machen, sonst reißen mir am Ende noch die Riemen.

Woran man wieder einmal sehen kann, daß man selbst einem Rucksack nicht allzuviel zumuten darf, schloß Hein seine Erzählung und zog bedächtig an seiner Pfeife, die ihm schon auszugehen drohte.

Erich Grisar

Straßen in die Polarnacht



Straßen und Motorfahrzeuge sind die typischen Kennzeichen modernen Pionierwillens, auch im Land der Lappen, der letzten Nomaden Europas. Nicht nur im kurzen Polarsommer, auch im langen klirrendkalten Nordwinter muß heute der motorisierte Verkehr über viele hunderte Kilometer aufrechterhalten werden. Da brausen vielpferdige Ungetüme von Lastwagen und Großbussen durch das Dunkel der Polarnacht, die nur zuweilen das geisterhaft flackernde Nordlicht aufhellt. Schneepflüge, Raupen- und Kufenfahrzeuge spielen eine bedeutende Rolle. Fast ausschließlich sind sie an die vorerst noch schmalen Bänder der Autostraßen gebunden. Doch werden von ihnen aus Stichstraßen — sozusagen die „Sappenköpfe der Zivilisation“ — vorgetrieben.

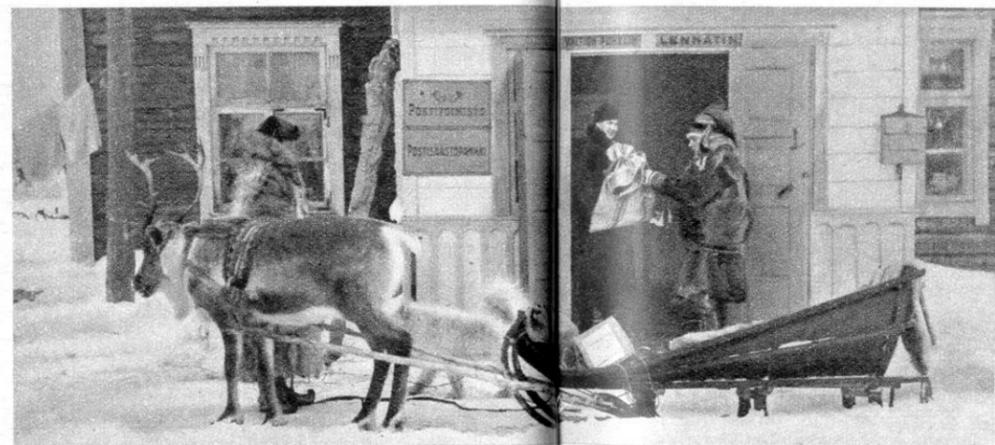
Wo indessen die Straßen zu Ende sind, ist die weite lappische Ödmark immer noch weglos. Im langen Winter bieten freilich Eis und Schnee vorzügliche natürliche Gleitbahnen für Fahrten und Transporte bis in die entlegensten Ecken des weiträumigen Landes. Hier ist das anspruchslose Rentier seit Urzeiten der wichtigste Verkehrsträger geblieben. Immer noch ziehen die langen Lastkarawanen — „raito“ genannt — ihre einsame Bahn auf uralten Pfaden. Wie lange noch? Dann werden statt der beschaulich klappernden Hufe der halbwillden Rene starke Motoren ihr stählernes Lied unaufhaltsamen technischen Fortschrittes singen...

Der Briefkasten des Kolonisten am Weg. Der Begleiter des Postbusses hat den Auftrag ausgeführt; die Flagge wird daher umgelegt. Weiter rast der Eismeer-Express. Das herausgegebene Geld (für Besorgungen) kann ruhig im Kasten liegenbleiben. Kein Vorbekommender wird es anrühren. So sind die Gesetze der Wildmark...



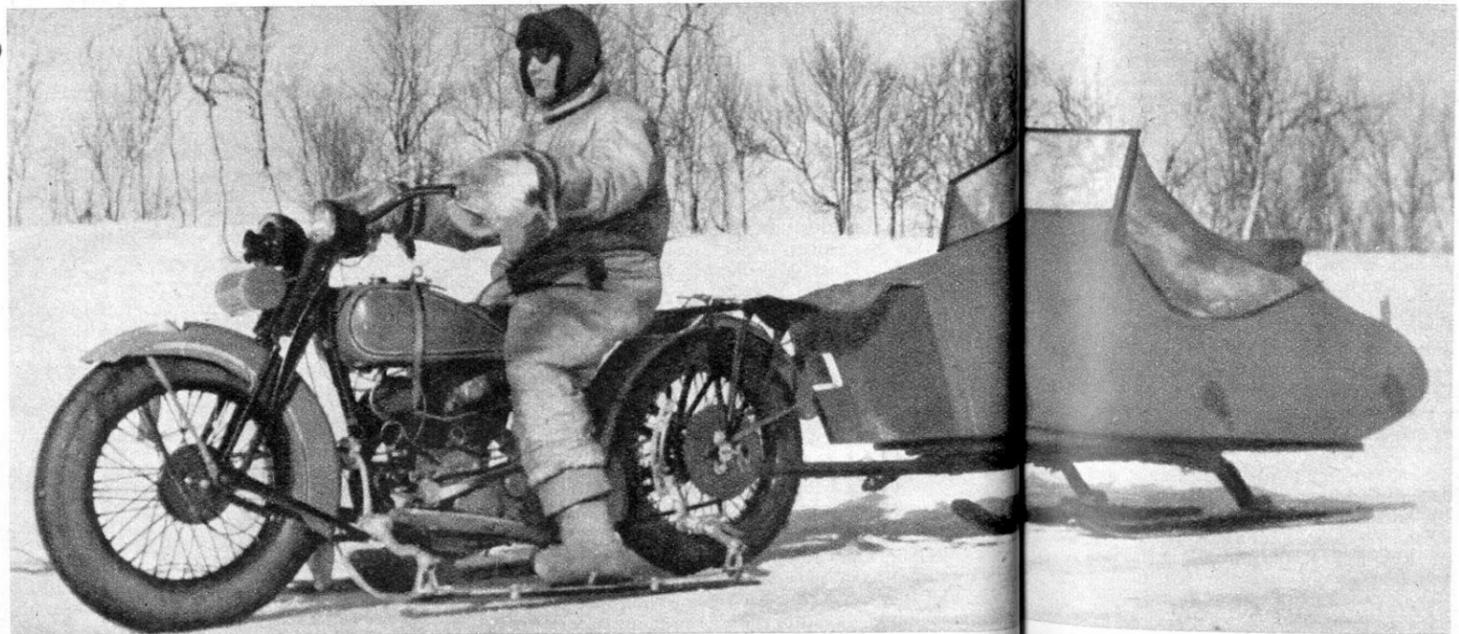
Der motorisierte Verkehr im Hohen Norden bricht auch während des Winters, der hier rund neun Monate langet, nicht ab. Wenn die Straßen durch Schnee verweht sind, werden Raupenfahrzeuge (mit breiten Kufen an Stelle der Vorderräder, wie hier) eingesetzt. Ihnen trotz keine Schneewand.

Text u. Fotos: Vitalis Pantenburg



Die Posthöje (finnisch „Postitotmistö“) liegen an der Autostraße und sind Umschlagplätze. Der Transport der Post in die weltfernen Höje wird auch heute noch auf Rentieren gezogenen Schlitten durchgeführt.

Diese schwere, mit Auslegerkufen versehene Maschine, die noch einen Schlitten für drei Personen zieht, ist das schnellste Verkehrsmittel auf den vereisten Autostraßen. Der Fahrer trägt Polarkleidung und Schneebille.



Wildläufer auf der Fahrt durch das winterliche Lappenland. Diese Männer wissen sich in jeder Lage zu helfen. Mitten im Schnee legt er ein Feuer an, bereitet sich sein Mahl und den unentbehrlichen heißen Kaffee. In dünnem Strahl rinnt das Wasser vom nahe dem Feuer auf einen Ast aufgesteckten Schneeziegel in den rußigen Kessel.



Ein Kleiderladen im Freten? Nein — aber eine „Garderobe“. Das aus Rentierfellen gefertigte Pelzzeug verträgt nicht die Wärme der Blockhäuser. Es würde zu stark haaren. Wer eintritt, hängt seine Sachen draußen einfach an einen Ast.



Der Kaufladen in der hintersten Ödmark Lapplands. Hier gibt es alles zu kaufen, was der Lappe oder der einsame Siedler braucht. Die Menschen, die oft von weither zum Kaufmann reisen, finden alles, was ihr Herz begehrt, sofern sie viel Geld — oder viele Rentiere, was dasselbe ist — haben.

Großes Lappentreffen im Kirchdorf. Von weither kommen diese Kinder der Wildmark wenige Male im Jahr zusammen. Hierbei spinnen sich die ersten zarten Fäden zwischen Aslak und Darja, zwischen Tuuri und Marjatta, und wie sie alle heißen mögen. — Ein Fotograf wartet auf die ersten Verlobten, die sich vor der Kullisse der italienischen Phantasielandschaft zum Erinnerungsbild aufbauen.



Bünda, der Karpatenbär

Die Schlucht, die überbrückt werden mußte, war breit, und wir Brückenbauer hatten uns auf eine langfristige Montage eingerichtet. Das Lager lag tief in der Schlucht, aus der die Felswände jäh emporstiegen. Nachts schien ein atemloses Keuchen über den Wald gebreitet, und aus den Gründen stiegen Töne und Laute, die wir nie zuvor vernommen. Aber die Tage waren voll weicher, zärtlicher Sonne, und in den Wäldern wuchs die rote Preiselbeere. Die tiefe Stille der unbewohnten Weite rauschte wie der Wellenschlag eines unendlichen Meeres.

Als es in den Herbst hineinging, wurden die rumänischen Hilfsarbeiter unruhig. Sie drängten darauf, Büchslinten anzuschaffen. „Wenn der Hirte von den Bergen steigt, folgt der Bär“, sagten sie. Abends saßen sie um den qualmenden Holzstoß, trotz des milden Herbstes in die warme Bünda gehüllt, und erzählten sich Bären geschichten.

An einem Morgen, der klar und fernfrei aus der Nacht wuchs, sahen wir einen Bären über einen der kahlen Gipfel ziehen. Furchtlos und ohne Scheu trottete er dahin, und selbst das Dröhnen der Preßluft hämmer störte ihn nicht.

An diesem Tage brachte Hein Larssen, der Kolonnenführer, einen Wolfshund aus dem Tale mit. Es war ein starkknochiges Tier, gutmütig und von seltener Anhänglichkeit. Schon in der folgenden Nacht wußten wir, daß der Bär um das Lager strich. Der Hund war unruhig. Er lag am Zeltingang mit gestäubtem Nackenhaar und entblößtem Fang und knurrte drohend.

Nun bekamen wir auch Flinten, richtige, ausgezeichnete Kugelgewehre. Es ist etwas Eigenes mit diesen Dingern. Man kann sie nicht in der Hand halten, ohne über Kimme und Korn zu visieren und einen Schuß aus dem Lauf zu jagen. Aber es war nicht weit her mit unserer Schießkunst. Nur Tom Hatkins, der aus den Ölfeldern kam und als Fachmann für Gesteinsbohrungen zu uns gestoßen war, schoß gut.

Bis dahin hatten wir uns niemals bedroht gefühlt. Von den Bären wußten wir nicht viel. Was die Rumänen erzählten, nahmen wir nicht als bare Münze, und die Geschich-

ten, die wir selbst aufzuwärmen hatten, waren zahme, blasse Erinnerungen an Tanz- und Zirkusbären.

Seit die Büchsen da waren, war dies anders. Der Bär mußte weg. Einige behaupteten steif und fest, daß sie in der Nacht keinen Schlaf mehr fänden. Aber jetzt grinsten die Rumänen, und sie begannen bereits, um das Fell zu würfeln.

Eines Tages, die Gipfel der Berge waren noch von gedämpftem Sonnenlicht umflossen, aber in der Schlucht wuchs die Dämmerung bereits, sahen wir den Bären wieder. Er stieg gemächlich über den Beerenhang. Hin und wieder sahen wir den braunen Pelz zwischen dem niederen Krüppelholz aufleuchten. Tom Hatkins lag bereits auf einem Haufen Schwellen und wartete auf eine Schußgelegenheit. Hein Larssen auch, aber der Narr wollte freihändig schießen, und er visierte so lange, bis ihm die Augen in Wasser schwammen und er den ganzen Berg für einen riesigen Zottelpelz ansah.

Plötzlich gab es Lärm am Ausgang der Schlucht, dort, wo der Koch die leeren Konservbüchsen ablud. Es hörte sich an, als sei der ganze Büchsenhaufe in Bewegung geraten, so rasselte, schüttelte, dröhnte es. Puma jagte in langen, federnden Sätzen hinüber. Wir hinterdrein.

Es war ein possierliches Bild, das sich dort bot. Ein kleiner Bär, ein ganz junges Kerlchen noch, tanzte verzweifelt auf dem Büchsenberg herum. In seiner Naschgieb war er über einen leeren Honigtopf geraten und hatte sich das Ding so unglücklich über den klobigen Schädel gestülpt, daß er nicht mehr freikommen konnte. Urkomisch war es, wie er sich mit allen vieren zugleich mühte, den lästigen Helm loszuwerden und gleichzeitig der unangenehmen Menschenwitterung zu entfliehen. Wie ein Trunkener war er, dem Lausbuben den Zylinder über das Gesicht gezogen haben. Wir ließen uns Zeit, das köstliche Schauspiel ausgiebig zu genießen. Plötzlich kam ein Poltern den Hang herab. Es hörte sich wie Steinschlag an, und wir achteten nicht darauf, fuhren aber erschrocken zurück, als die plumpe Gestalt der Bärin aus dem Wald stürzte. In ihren kleinen tückischen Augen loderte ein wildes Feuer.



Wir haben später noch stundenlang darum gestritten, wie es wirklich war. Einig wurden wir uns nie. Genug, die Bären tauchten wieder im Wald unter, ehe wir zur Besinnung kamen. Nur der Honigtopf blieb als zerknüllte Blechmasse zurück.

Aber Tom Hatkins lag schon wieder im Anschlag. „Wenn er über den Kamm geht, brenn ich ihm eins auf“, sagte er. Ich lachte ihn aus. Die Entfernung schien mir zu groß. Es täuschte. Der Bär kam, und er fiel beim ersten Schuß. Ja, der Mensch ist doch das stärkste der Geschöpfe, wenn er nur genug Abstand von der Gefahr hat. Als wir hinaufkamen, hockte der Jungbär auf seinen Keulen neben der toten Bärin, und er jammerte wie ein Kind. Wir standen eine lange Weile tief ergriffen, und plötzlich erhob sich der Kleine und kam in plumpen, tolpatschigen Bewegungen auf mich zu.

Ich nannte den kleinen Bären „Bünda“ und nahm ihn in mein Zelt. Vom gleichen Tage an war Hein Larssen mir spinnefeind. In manchen Dingen war er ein komischer Kauz, zweifellos ein guter Montageführer, aber ein Mensch, der die Rechte, die ihm daraus erwachsen, auch auf die privaten Bereiche ausdehnen wollte. Ich hatte mich schon mehrmals mit ihm gehabt. Einmal auf einer rumänischen Bauernhochzeit wegen eines Mädchens, zum andermal wegen Puma, denn er wollte es nicht leiden, daß der Hund in mein Zelt kam. Bei dem Mädchen hatte er den kürzeren gezogen, aber so ein Hund reagiert auf die größere Wurst, und die hatte Hein Larssen, denn er war nebenbei Magazinverwalter. Nun ärgerte es ihn, daß der Bär zu mir gekommen war und nicht zu ihm. Aber so ein Bär weiß nichts von Rang und Titel. Tagsüber strolchte der Bär durch das Lager, und es mußte manches Auge zgedrückt werden, denn so ein junger Bär ist wie ein Lausbub, dessen Tag von dummen Streichen angefüllt ist. Zum Glück mied Bünda das Zelt des Montageführers. Ich nahm an, daß er dem Hund aus dem Wege ging, denn der lag dort den ganzen Tag und blinzelte faul und träge in die Sonne.

Im September fiel bereits der erste Schnee. Die Wälder flammten noch in Rot und Gold, aber die Gipfel der Berge waren von schweren Wolken verhüllt, und von den Hängen leuchtete der Schnee wie eine dicke Schicht weißer Watte, aus der die Bäume wie Besenruten ragten.

An einem solchen Morgen fanden wir Puma in einer Schlagfalle, die von den Rumänen für die Wölfe aufgestellt war. Der Hund blutete aus vielen Wunden und hatte offensichtlich einen schweren Kampf hinter sich. Neben ihm lag Bünda, und der Bär rührte sich nicht. Aus einer großen Kehlwunde kam dickes schwarzes Blut.

DAS KLEINE LEXIKON

Vasco da Gama,

portugiesischer Seefahrer, geboren um 1469 in Sines (Portugal). Er wollte eine Seefahrt um das Kap der Guten Hoffnung herum nach Indien finden, verließ 1497 Lissabon, gelangte nach Calicut, dem Mittelpunkt des indischen Gewürzhandels, und gründete portugiesische Faktoreien. 1503 kehrte er mit 13 reich beladenen Schiffen nach Portugal zurück. Ging 1524 als Vizekönig nach Indien und starb dort im selben Jahre.

Peter Henlein,

deutscher Uhrmacher, lebte von 1480-1542 in Nürnberg und verfertigte um 1500 die erste Taschenuhr. Sie bestand aus Eisen, besaß nur einen Zeiger und lief 40 Stunden. Henlein benutzte eine Schweinsborste an Stelle der heutigen kleinen Spiralfeder, die zur Regulierung des Gangwerks diente. Diese sogenannten „Sackuhren“ hießen wegen des Herstellungsortes später „Nürnberger Eier“.

Pieter Brueghel,

der Ältere, niederländischer Maler um 1525 in Brueghel geboren, ist der Stammvater einer berühmten niederländischen Malerfamilie. In seinen ländlichen Festen und Bildern schildert er auf humoristische Weise in kräftigen Farben das Le-

ben der Bauern seiner Heimat. Er übte großen Einfluß auf die Malerei seiner Zeit aus.

Blaise Pascal,

französischer Mathematiker, Physiker und Philosoph. Von 1623-1662. Er war frühreif und entdeckte schon als Dreißendzweijähriger die Gesetze der Luftsphäre; er begründete die Wahrscheinlichkeitsrechnung, ließ als einer der ersten Höhenmessungen mit dem Barometer anstellen. Er fand eine Rechenmaschine und die hydraulische Presse. Berühmt als gedankentiefer Schriftsteller.

Robert Koch,

Begründer der modernen Bakteriologie und wissenschaftlichen Bekämpfung der Infektionskrankheiten. 1882 entdeckte er den Tuberkelbazillus, 1884 in Indien den Kommabazillus (Erreger der Cholera) und erfand 1890 das Tuberkulin (Impfstoff gegen die Tuberkulose). Er bekämpfte Malaria und Rinderpest und gründete das große Forschungsinstitut „Robert Koch“. Lebte von 1843-1910.

Wilbur Wright,

amerikanischer Flieger von 1867-1912, baute mit seinem Bruder Orville zuerst ein Gleitflugzeug, das sie später mit einem Motor versahen. 1903 konnten sie sich mit dieser Maschine wie Vögel frei und zielbewußt in der Luft bewegen. Doch sie hielten bis 1908 diese Erfolge geheim. Wilbur Wright erregte auch in Europa Aufsehen mit seinen Flügen.

Ich wusch dem Bären die Wunde aus und freute mich, als er sich endlich wieder rührte. Hein Larssen aber tobte vor meinem Zelt: „Jetzt mach ich Schluß! Ich schieß es tot, das Vieh“, schrie er.

Diesmal war sein Zorn berechtigt, denn es gab nur eine Erklärung: Während der Hund hilflos in der Falle saß, hatte der Bär ihn zu reißen versucht. Das war schlimm, denn nun konnte ich ihn nicht länger im Lager halten. Dennoch, als Hein Larssen versuchte, Ernst zu machen, schlug ich ihm das Gewehr aus der Hand, und er war vernünftig genug, daraufhin von dem Vorhaben abzustehen. Aber geklärt war die Sache damit nicht.

Mittags, als wir von der Baustelle kamen, waren die Tiere fort. Niemand hatte sie gesehen, und Hein Larssen tobte wie ein Irrsinniger. Er hing sehr an dem Hund, aber von dem Tier verstand er nichts, sonst hätte er wissen müssen, daß es sich ein Wundbett sucht, wenn es angeschlagen ist. Ich hätte ihn aufklären können, aber es war nicht mit ihm zu reden. Er schrie immerzu: „Gnade Gott dem Vieh!“

Es war so, wie ich vermutet hatte. In halber Höhe des Hanges fand ich Bunda unter einem dicht verfilzten Windbruch. Der Hund lag neben ihm. Sie lagen friedlich und einträchtig beieinander, und das hatte ich nicht erwartet. Hein Larssen, der mir mißtrauisch nachgestiegen war, knurrte verlegen: „Ich fresse einen Besen mit Stiel, wenn das nicht dicke Freunde sind.“

Die Geschichte klärte sich am Abend auf, als der rumänische Vormann Pedru einen toten Wolf in das Lager schleifte. Es war ein alter, starker Wolf mit eisgrauem Schädel und dunkelm Rückenstreif. Der Rumäne hatte ihn in dem Gebüsch dicht neben der Falle gefunden. „Bunda“, lachte er, „Bunda!“ Wir begriffen ihn erst, als wir den Wolf untersuchten. Das Rückgrat war ihm zerschmettert, von einem Schlag, den nur der Bär geführt haben konnte.

„Braver Kerl!“ sagte Hein Larssen gerührt, und er graulte Bunda das zottige Fell. Ich sah unfroh zu, denn ich wußte, daß diese Kraft bald hinter Gitterstäbe mußte oder in die wilden, freien Berge.

Von da an saß Hein Larssen Abend für Abend in meinem Zelt, bis der Mond wie ein roter Lampion über die Schlucht segelte. Selbst Bunda schätzte den Mann jetzt, denn er war nicht unempfindlich für Hammelkeulen, und wir hatten unseren Spaß daran, wenn der Bär und der Hund gemeinsam an den Knochen rissen.

Als die erste Lawine über den Hang polterte, stand die Brücke, und die Lastwagen, die uns in die Ebene bringen sollten, warteten bereits. Hein hatte in aller Heimlichkeit ein Ungetüm von einem Käfig schmieden lassen. Am letzten Tage überraschte er mich damit. Der grobe Klotz stand ganz verlegen, als er sagte: „Du wirst sonst Schwierigkeiten haben auf dem Transport.“ Und Pedru schlich mit einem ganzen Bündel Geldscheine um mich herum. „Verkaufen Bunda“, sagte er, „viel Lei.“ Es waren Lei genug, die er für Bunda bot. Aber ich wußte mich nicht zu entscheiden. Hein Larssen meinte es gewiß gut, aber ich konnte und wollte Bunda nicht hinter Gittern sehen. Und Pedru hatte unguete Augen.

Hier aber wuchsen die Berge in den Himmel, hier breitete sich der Wald über die Hänge, hier war die Unendlichkeit, die Einsamkeit, die Bunda brauchte, um seine junge, drängende Kraft entfallen zu können. Noch war er anhänglich, weil er Führung brauchte, aber bald würden ihm die Menschen lästig sein, bald würden sie seiner großen, wilden Tierheit fremd werden, auch ich. Es würde ein harter Winter für ihn sein, denn noch hätte er die Führung einer alten guten Bärin gebraucht. Aber besser als ein Leben hinter Gittern war es immer.

MAX LIEBERMANN

„Polospiel in Jenischs Park“

Wir wohnen als Zuschauer einem Polospiel bei, unsere Plätze sind etwas weit vom Rasen. Natürlich sehen wir die Spieler und verfolgen den Ball, aber erkennen wir auch alle Einzelheiten genau? Oder anders: nehmen wir von unserem Standort eigentlich nicht nur Farbflecke wahr? Die braunen und weißen Flächen nennen wir Pferde, die bunten Flecke die Kleidung der Spieler, zu den ovalen, sich ebenfalls verändernden Formen werden wir Gesichter sagen. Die Gesichtszüge selbst sind für uns zu schwer zu erkennen, wir befinden uns eben zu weit ab. Und trotzdem wissen wir, wovon es geht. Die Farbflecke werden aneinandergesetzt, die unscharfen, sich ständig ändernden verschwommenen Bilder dank unserer Erfahrung, unserem Wissen, der unbewußten Kombinationsgabe zu einem sinnvollen Ganzen geordnet.

Wollte ein Maler ein solches Bild naiv festhalten, lediglich die optischen Eindrücke, ohne Rücksicht auf die Bedeutung der einzelnen Farbflecke, so würde der ungeübte Betrachter vor einem solchen Werk zunächst verwundert den Kopf schütteln. — Tatsächlich gab und gibt es Künstler, die nur den momentanen, optischen Eindruck wiedergeben, die Wirklichkeit, die Oberfläche der Gegenstände, Menschen und Tiere im flimmernden Licht, umhüllt von der Luft, abschreiben. Ersetzen wir aber das deutsche Wort „Eindruck“ durch das französische „impression“, so werden wir sofort



begreifen, daß es sich hier um die Kunst der Impressionisten handelt. Von Paris ging dieser Stil aus, und in den ersten impressionistischen Ausstellungen konnten die Betrachter mit derartigen Gemälden auch nichts anfangen und gingen mit Stößen und Schirmen empört auf diese Bilder los. Auch in Deutschland hat dieser Stil Schule gemacht, und unsere drei großen Impressionisten, Max Liebermann (1847—1935), Lovis Corinth (1858 bis 1925) und Max Slevogt (1868—1932) wurden ebenfalls nicht gleich verstanden.

Nun, betrachten wir ein solches Bild von weitem, werden sich die Farben, die Formen und Flecke in unserem Auge sogleich zu einer Einheit, zu einer lebensnahen Wirklichkeit zusammenschließen. So erkennen wir in Liebermanns „Polospiel in Jenischs Park“ durch die leicht schimmernde Luft Spieler und Pferde, und es geht von diesen wie zufällig hingeworfenen Gestalten ein Tempo aus, eine Bewegung, eine spielerische Lebendigkeit. Und in der Art, wie der momentane Eindruck locker und scheinbar zufällig gemalt ist, liegt auch ein Zauber. —t—

Ich sagte ihnen das, aber sie verstanden mich nicht.

Am Nachmittag wurden die Motore angeordnet, und die Lastwagen setzten sich rumpelnd in Bewegung. Bunda sah dem Vorgang verwundert zu. Dann schien er zu begreifen. Auch er setzte sich in Trab. Aber der Abstand vergrößerte sich rasch. Verblüfft, staunend sah er uns nach, und plötzlich hockte er sich auf die Keulen und jammerte wie damals, als wir ihm die Mutter nahmen.

Wir alle sahen still zu Boden. Nur der Hund tobte am Riemen, und Hein Larssen hatte Mühe, ihn zurückzuhalten. Als aber der Bär unseren Blicken entschwand, ließ Hein Larssen den Hund los, und Puma setzte mit einem Sprung vom Wagen und strebte in langen Sätzen den Hang hinauf. Hein Larssen sah ihm nach, bis ihm die Augen in Wasser schwammen. Dann schneuzte er sich verlegen und knurrte: „Vielleicht kommen sie zu zweit besser durch die weiße Not.“



Die Brücke. Roman von Francis Stuart, Cusanus-Verlag, Trier, DM 8.—.

Was wissen die Menschen über ihre Seele? Was wissen wir wirklich über das Denken und Fühlen derjenigen, die uns am nächsten stehen, die rechts und links von uns leben? Francis Stuart weiß mehr über uns, als wir selbst. Er läßt uns in seinem Roman „Die Brücke“ uns selbst erleben.

Die Menschen unserer Tage begegnen sich in diesem Buch, und man spürt vom ersten Moment, auf der ersten Seite, wie sehr wir selbst Mitspieler sind in diesem Leben. Das ist die hohe Kunst, auszudrücken und in eine schöne Form zu gießen, was die Menschen tatsächlich denken.

Elendsquartiere findet man überall, nicht nur in Irland und nicht nur in England. Und die Geschichten, die sich da anspinnen, dieses tägliche Geschehen, was in so vollendeter Form auch von der Übersetzerin Ruth Wieland ins Deutsche übertragen worden ist, spinnen sich überall in der Welt an, wenn es auch nur wenige wahrhaben wollen.

Selten habe ich Menschen so echt geschildert gefunden — in ihrer heutigen geistigen Verfassung — wie in diesem Roman von Francis Stuart. Es ist nur eine Frage der Vernunft, ob solch ein reifes Werk wie das vorliegende, das im Cusanus-Verlag Trier erschienen ist, und das solch menschliches Elend so klar und deutlich aufzeigt, auch jedem Jugendlichen ohne weiteres zu empfehlen ist.

Für jeden Menschenführer und Gruppenleiter kann es nur bedeuten, daß er durch die Erkenntnisse dieses Buches seine eigenen Erkenntnisse erweitern und vielleicht richtigstellen kann. Hans Trawinski.

„Die Entwicklung der öffentlichen Berufsberatung in Deutschland“ von Dr. Adolf Hartwig, Düsseldorf, herausgegeben und zu beziehen durch das Arbeitsministerium Nordrhein-Westfalen — Pressestelle in Düsseldorf, August-Thyssen-Str. 1, Format DIN A 5,

Die Berufsberatung ist zu einem wesentlichen Bestandteil im Zugang zum Beruf geworden. Wir sind nicht immer mit der Berufsberatung zufrieden gewesen. In den Zeiten des Dritten Reiches ist sie allzusehr von ihrer ursprünglichen Aufgabe abgewichen. Sie diente damals weniger einer wirklichen Berufswahl denn einer zweckgebundenen Nachwuchsenkung mit stark wehrbezirkskommandoähnlichem Einschlag. Glücklicherweise hat sich die Berufsberatung nach dem Kriege langsam wieder zu einer verantwortlichen Beratung und Betreuung der vor der Berufswahl stehenden Jugendlichen gestaltet. Trotzdem steht die Jugend der Berufsberatung noch mit sehr viel Skepsis gegenüber. Die Broschüre von Dr. Adolf Hartwig ist deshalb unseren Jugendfunktionären zum Studium ganz besonders zu empfehlen. Der Verfasser, der im Landesarbeitsamt Nordrhein-Westfalen tätig ist, hat in sehr übersichtlicher und instruktiver Art die geschichtliche Entwicklung der Berufsberatung seit der Jahrhundertwende dargestellt und die Beweggründe, die zur öffentlichen Berufsberatung führten, aufgezeigt. Er hat damit insbesondere auch die ideenmäßigen Wandlungen, denen die Berufsberatung unterworfen war, herausgearbeitet. Das kennenzulernen, ist allen Jugendlichen anzuraten, damit sie zur Berufsberatung das rechte Verhältnis finden. In einem Anhang sind dann noch alle für die Entwicklung der Berufsberatung wichtigen Gesetzestexte zu finden. Dadurch bietet die Broschüre eine wertvolle Unterlage zur Jugendgruppenarbeit und zur Aufklärung der Jugendlichen über Sinn, Zweck und Wert einer guten Berufsberatung als vorbereitende Maßnahme der richtigen Berufswahl. J. L.

Bundestag

verhandelt über

Mitbestimmung

Die wenigen Jugendlichen, die Gelegenheit gehabt haben, auf der Zuschauertribüne des Bundestages in Bonn die Debatte über die Mitbestimmung zu erleben, werden mit vielen Zweifeln im Herzen den Plenarsaal verlassen haben. Es muß ihnen unverstänlich bleiben, daß nach dem furchtbaren Zusammenbruch im Jahre 1945 und nach einem erfolgreichen Start des Wiederaufbaues einer zerschlagenen Wirtschaft heute schon wieder Tendenzen sichtbar werden, die an bereits überwundene Zeiten erinnern. Nachdem die Gewerkschaften seit langer Zeit immer wieder betont haben, warum eine demokratische Neuordnung der Wirtschaft nicht länger aufzuschieben ist, versuchen die für die Katastrophenpolitik der letzten Jahrzehnte verantwortlichen Kräfte, mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln diesem Prozeß Einhalt zu gebieten. Daß aber die schaffende Jugend sich mit Nachdruck für diese Neuordnung und für eine gerechte gesellschaftliche Stellung des arbeitenden Menschen zum Wohle einer besseren Zukunft einsetzen will und muß, wird bei den ewig Gestrigen allzu gern überhört.

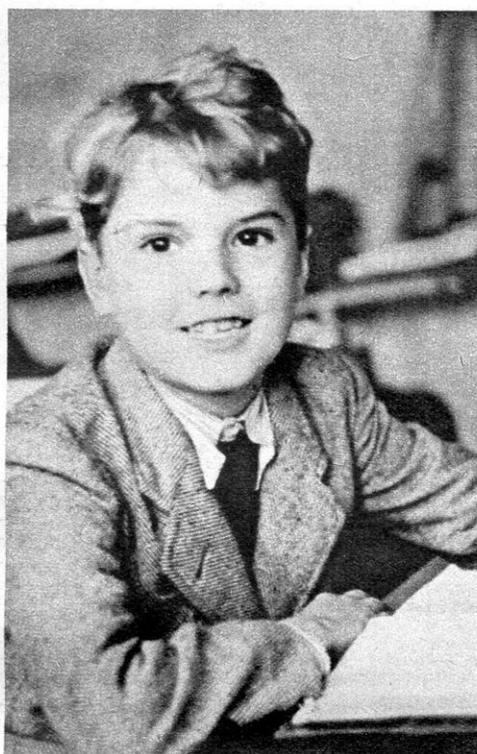
Nachdem eine Einigung zwischen den Vertretern der Gewerkschaften und den Beauftragten der Eisen und Stahl erzeugenden Industrie und des Kohlenbergbaues in allen wichtigen Punkten der Mitbestimmung erreicht werden konnte, hatte die Bundesregierung einen entsprechenden Gesetz-



HANS BÖCKLER und seine Mitarbeiter verlassen das Bundeskanzleramt nach der letzten entscheidenden Verhandlung um das Mitbestimmungsrecht. BBB Foto: Bender

entwurf dem Parlament zugeleitet. Als erste Instanz änderte der Bundesrat gewisse Bestimmungen dieses Gesetzes so ab, daß sie den wesentlichsten Forderungen der Gewerkschaften entsprachen, und empfahl dem Bundestag, ebenfalls in dieser Richtung eine Entscheidung herbeizuführen. In einer mehrstündigen Debatte nahmen der Bundeskanzler, der Bundesarbeitsminister und die Sprecher aller Fraktionen des Bundestages ausführlich Stellung. Dr. Adenauer stellte in seiner Regierungserklärung fest, daß die Verwirklichung der Mitbestimmung einen bedeutenden Fortschritt auf dem Wege zum sozialen Frieden bedeute. Die Arbeitnehmer hätten durch ihren Einsatz in den schweren Jahren des Wiederaufbaues unter Beweis

gestellt, daß sie Vertrauen verdienen. Das Mißtrauen, das man ihnen von gewisser Seite entgegenbringe, sei unbegründet. Bundestagsabgeordneter Heinrich Imig erklärte in seiner Eigenschaft als Sprecher der Opposition und als Gewerkschafter, daß jetzt endlich ein Wechsel eingelöst werden müsse, den man schon seit langer Zeit ausgehändigt hätte. Eine Neuordnung der Wirtschaft sei nur möglich, wenn die Arbeitnehmer und die Gewerkschaften an entscheidender Stelle mitzubestimmen und mitverantworten hätten. Den meisten Punkten seiner Ausführungen, die gleichzeitig eine Abrechnung mit der Profitsucht und dem Egoismus bestimmter Unternehmerkreise waren, schlossen sich ebenfalls die Redner der CDU und



Den Kindern der Volksschule muß die ganz besondere Fürsorge des Staates gelten. Auf unsere grundsätzliche Stellungnahme (Aufwärts Nr. 23/1950) zum Volksschulproblem erhielten wir eine große Anzahl von Zuschriften von amtlichen Stellen, von Schulmännern und aus dem Kreise unserer Kollegen. Nebenstehend veröffentlichen wir zwei amtliche Stimmen. In der nächsten Nummer geben wir einem Schulmann das Wort.

SCHULBEISPIELE

Hansestadt Hamburg,
Schulbehörde

Liebe Freunde!

Für die Zusendung der letzten Nummer Eurer Zeitschrift danke ich herzlich und möchte gleich am Anfang sagen, daß mir der Aufsatz über die Volksschule aus der Seele geschrieben ist. Ich bin mit Euch der Meinung, daß die Reform der Volksschule die wesentliche Bildungsaufgabe unserer Zeit darstellt, nicht nur deshalb, weil der weitaus größte Teil unserer Jugend durch die Volksschule geht, sondern vor allem deshalb, weil ich glaube, die Erfüllung der uns heute gestellten Aufgaben hängt weitgehend davon ab, in welchem Maße die breiten Schichten der werktätigen Bevölkerung Kulturträger werden.

Ich stimme deshalb voll und ganz den in dem Aufsatz erhobenen Forderungen zu, bessere Volksschulen zu bauen, die Volksschullehrer höher zu besolden und die Schülerzahl in den Klassen so weit zu senken, daß eine echte pädagogische Arbeit geleistet werden kann.

Ihr werdet mir aber gestatten, daß ich aus dem Gesichtswinkel Hamburgs in einem entscheidenden Punkt den Ausführungen widerspreche. Es heißt in dem Aufsatz, daß bei allen Fragen um die Schulreform immer von der höheren Schule die Rede sei und die Volksschule nur am Rande mitlaufe.

Schon vor 1914 begann in Hamburg die Volksschullehrerschaft sich um die Erneuerung der Erziehung zu bemühen. Die Bestrebungen der Kunsterziehung, der Pädagogik vom Kinde aus, der Gemeinschaftserziehung wurden von der Volksschullehrerschaft getragen und besonders in den Jahren nach

1919 weitgehend in der Volksschule verwirklicht. Und wenn Ihr Euch einmal die Gebäude der Volksschulen in Hamburg ansehen würdet, die zwischen 1919 und 1933 gebaut wurden — in der nationalsozialistischen Zeit wurde in Hamburg nicht eine einzige Schule errichtet —, so würdet Ihr feststellen können, daß sie im Bau und in der Ausstattung den höchsten Anforderungen gerecht werden und nicht hinter den Gebäuden der höheren Schule zurückstehen.

In dem Hamburger Schulgesetz von 1949 wurde hinsichtlich der Stellung der Volksschule insofern ein entscheidender Schritt vollzogen, als die erste Unterscheidung zwischen „Volks-Schule“ und „höherer“ Schule beseitigt wurde und statt dessen das gesamte Schulwesen die Bezeichnung „Allgemeine Volksschule“ erhielt.

Die bisherige Volksschule ist nach dem Gesetz nicht mehr die Schule für die angeblich „Minderbegabten“, sondern sie hat ihre eigene Bildungsaufgabe für die Schüler, die für das praktische Leben geeignet sind.

Ferner werden die Lehrpläne, so wie es in dem Aufsatz mit Recht gefordert wird, von allem unnötigen Ballast befreit. Sie gehen von den Bildungsbedürfnissen der jungen Menschen aus und sind auf die Gegebenheiten des modernen Lebens eingestellt.

Laßt mich zum Schluß noch einmal aussprechen, wie sehr ich mich über den Aufsatz gefreut habe. Helft weiter mit, daß in der Öffentlichkeit und insbesondere in der Jugend das Verständnis geweckt wird für die große Aufgabe, die der Schule und vor allem der Volksschule gestellt ist.

Mit freundlichem Gruß
Heinrich Landahl (Senator)

des Zentrums an. Was dagegen die Rechtsparteien vorbrachten, wirkte einfach beschämend. Man sollte es nicht für möglich halten, daß es noch Parlamentarier gibt, welche in den wichtigen wirtschafts- und sozialpolitischen Fragen eine Haltung einnehmen, die darin gipfelt, daß notwendige gewerkschaftliche Kampfmaßnahmen und der Anspruch auf eine Mitbestimmung als verfassungswidrig hingestellt werden. Die Antwort auf die herausfordernden Ausführungen des rechtsradikalen Abgeordneten Dr. Richter, der die gewerkschaftlichen Maßnahmen als „Druck des Pöbels der Straße“ bezeichnete, wurde ihm Gott sei Dank dadurch zuteil, daß man ihn daran hinderte, weitere Beleidigungen auszusprechen. Man stelle sich vor, daß dieser Abgeordnete noch bis kurz vor seiner Wahl als Erzieher der Jugend tätig war!

Wenn diese Ausgabe unsere Leser erreicht, werden sie vielleicht schon wissen, ob sich die positiven Kräfte unseres Parlaments solchen zersetzenden Tendenzen gegenüber durchsetzen und die Verabschiedung eines Mitbestimmungsgesetzes im Sinne unserer Forderungen erreichen konnten. Die Jugend gibt die Hoffnung nicht auf, daß die Volksvertreter so handeln, wie es für die Arbeitnehmerschaft von Nutzen ist. Was heute erkämpft wird oder wozu zumindest die Voraussetzungen geschaffen werden, wird morgen der nachwachsenden Generation zugute kommen. Lehrlinge, Jungarbeiter und junge Angestellte werden mit größerer Freude und mit größerem Verantwortungsbewußtsein ihre Pflicht der Wirtschaft und dem Volk gegenüber erfüllen. Die arbeitende Jugend hat ihren Willen dazu mehrfach klar bekundet. Sie blickt voller Erwartungen und mit Vertrauen nach Bonn. Dort muß möglichst bald das entscheidende Wort fallen!

Der Kultusminister des Landes Nordrhein-Westfalen

den 25. Januar 1951

Betr.: Jugendzeitschrift Nr. 23 vom 18. November 1950

Frau Minister hat die Zeitschrift und Ihren Begleitbrief an die zuständigen Referenten weitergeleitet, die den Aufsatz „Schulbeispiele“ aufmerksam gelesen haben. Sie begrüßen es, wenn weite Kreise auf die Sorgen und Nöte der Volksschule hingewiesen werden, um deren Behebung sie sich bemühte.

Auch das Kultusministerium und die übrigen Schulbehörden haben sich dafür eingesetzt, das äußere und innere Leben der Volksschule zu fördern. Wenn auch die Zustände, die in der Ausstellung als Ideal gezeigt wurden, nur in wenigen Orten bereits erreicht worden sind, so steht doch fest, daß durch Wiederauf- und Neubauten viel geholfen werden konnte, so daß, verglichen mit dem trostlosen Zustand von 1945, ein anerkennenswerter Fortschritt verzeichnet werden kann. Die Herabsetzung der Klassenfrequenz auf 50, in Hilfsschulen auf 25, die bessere Ausbildung der Lehrer an den Pädagogischen Akademien und ihre Weiterbildung in Arbeitsgemeinschaften und die Zusammenarbeit zwischen Elternhaus und Schule, die vertieft und ausgedehnt werden soll, werden dazu beitragen, die Volksschule zu heben. Hoffentlich kommt eine stärkere Finanzhilfe hinzu, die ich genau wie Sie herbeisehne und mit allen Mitteln anstrebe.

Indem ich Ihnen für Ihre Zuschrift danke, bitte ich Sie, mir Ihre Veröffentlichungen, die das Schulleben betreffen, zugehen zu lassen.

Im Auftrag:

gez. Unterschrift Bergmann

AUS UNSEREN GRUPPEN



„Jugend spielt für Jugend.“ Werbeveranstaltung der Gewerkschaftsjugend Oberhausen. Es wurden 912 Jungen und Mädchen als Mitglieder geworben. Welche Stadt wird den Rekord brechen? Foto: Selhof

Allgemeine Wehrpflicht

Die Ortsjugendkonferenz des Deutschen Gewerkschaftsbundes in Wuppertal faßte am 2. Februar 1951 einstimmig folgende

Entschließung.

Wir sehen mit Schrecken, wie durch Presse und Propaganda die Öffentlichkeit bearbeitet wird, um den Eindruck zu erwecken, als wäre die Frage, Soldaten oder nicht, bereits entschieden und es ginge nur noch um den Zeitpunkt der Aufstellung und die Stärke eines neuen Heeres.

Man will dadurch eine Entscheidung vortäuschen, die rechtmäßig noch gar nicht gefallen sein kann, da das Volk und besonders die Jugend bisher nicht gefragt worden sind. Gerade letztere hat die Folgen aus einer solchen Entscheidung in der Hauptsache zu tragen.

Wir sehen in der Aufstellung eines Söldnerheeres den ersten Schritt zur allgemeinen Wehrpflicht.

Wir sehen im Militär ein Instrument zur Einschränkung der persönlichen Freiheit und zur Ausschaltung des persönlichen Willens.

Wir sehen durch eine Remilitarisierung die Wiederkehr der nationalistischen Kräfte, die dann das mächtigste Instrument unseres Staates in die Hand bekommen. Darin liegt die größte Gefahr für Volk, Staat und Demokratie.

Wir sind der Meinung, daß Geldmittel, statt in die Aufrüstung zu fließen, besser für die soziale Gesundung unseres Volkes verwandt werden müßten. Einen Weg zur sozialen Gesundung sehen wir u. a. in der Verwirklichung des Mitbestimmungsrechtes in der Wirtschaft, das gleichzeitig den inneren Frieden sichern wird.

Von Kleve nach Arnhem

Zum erstenmal nach diesem Kriege fand ein Treffen deutscher und holländischer Herbergseltern statt. Es waren anwesend der Präsident des Internationalen Jugendherbergersverbandes, Leo Meilink, der Geschäftsführer der Niederländischen Jugendherbergs-Centrale, der Hauptgeschäftsführer sowie die Geschäftsführer der Landesverbände Rheinland und Westfalen-Lippe des Deutschen Jugendherbergswerkes.

Der Duft einer Tasse starken Kaffees, Geschenk einer holländischen Herbergsmutter, weckt freundliche Erinnerungen.

Drei Tage sind wir, holländische, rheinische und westfälische Herbergseltern, zu regem Gedankenaustausch in der Jugendherberge Kleve zusammen gewesen. Wir haben dabei feststellen dürfen, daß die Fragen in der Jugendarbeit hier wie dort die gleichen sind, daß sich auch die Arbeitsweise der holländischen Herbergseltern keineswegs von derjenigen der deutschen unterscheidet.

Verständlich, daß sich unter solchen Voraussetzungen alsbald die Herzen geöffnet haben. Am ersten Abend: Stine, Line, Plüm und Ploni, holländische Herbergsmütter, und drei deutsche in einem Schlafraum. Dem Stinchen wird ein Schabernack gespielt und das Bett verbaut. Sie rächt sich fürchterlich, alle haben keine Ruhe mehr. Wir liegen mehr neben als in den Betten. Wenn wir dem Stinchen selbst ans Leder wollen, heißt es freudestrahlend: „Ik ben Gast hier, vergeet het niet!“ Das Lachen ist da, die Freundschaft geschlossen.

Wir besuchen rheinische Jugendherbergen und Städte. Die Landschaft im Neuschnee findet die hellste Begeisterung der Holländer. Als Gegengabe folgt sogleich ein Besuch in den Niederlanden. Die Landschaft ändert sich nicht, es bleibt der niederrheinische Charakter. Aber die Bauart der Häuser wird anders. Kleine, meist einstöckige Bauten aus roten und gelben Backsteinen mit auffällig großen

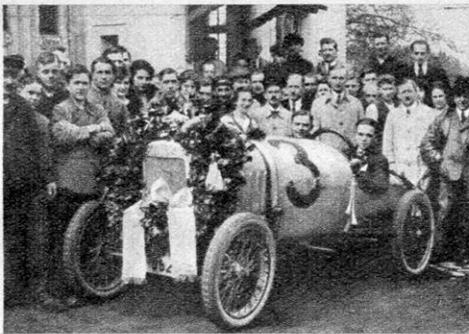
Fenstern kehren die Giebelseite zur Straße. Städte und Dörfer zeigen sich von ihrer allerbesten Seite. Überall treffen wir auf behagliche Sauberkeit und unaufdringlichen Wohlstand. Vergeblich halten wir jedoch Ausschau nach den kleidsamen holländischen Trachten. Nur wenige Kinder und Erwachsene tragen noch Holzschuhe. Man sagt uns, um holländische Trachten zu sehen, müsse man in die stillen Fischerdörfer gehen. Dazu reicht aber die Zeit nicht. So kehren wir über Delden, Denekamp, Nijverdal nach Arnhem zurück.

In Denekamp ist eine alte Wasserburg gut und zweckmäßig als Jugendherberge eingerichtet worden. Sie trägt den klangvollen Namen „t huis te Brecklenkamp“. Hier erwartet uns eine holländische Mittagsmahlzeit. Wir sind erstant, denn es gibt lediglich belegte Brote in allen Ausführungen, süß und salzig. Nun wissen wir, daß der Holländer seine Hauptmahlzeit am Abend hält. Diese warme Mahlzeit erwartet uns in Arnhem in so reichem Maße, daß wir es gar nicht schaffen. Da ich vom Essen spreche, darf nicht vergessen werden, den „kleinen Imbiß“ zu würdigen, den wir bei fast jeder Besichtigung einer Jugendherberge einnehmen müssen. Schon fragt man bei einer Mahlzeit scherzhaft-spöttisch nach Zeit und Ort der nächsten.

Für eine Nacht sind wir in der Jugendherberge Arnhem zu Gast. Am nächsten Morgen, nach herzlichem Abschied von den holländischen Herbergseltern, überschreiten wir die Grenze — mit dem geschenkten Kaffee in der Tasche.

In herzlichster Gastfreundschaft und aufrichtigstem Gleichklang sind wir Herbergseute froh zusammen gewesen. Wir werden es hüben und drüben nicht vergessen. Wir hoffen — und das war unser aller innigster Wunsch —, daß unsere gemeinsame Arbeit die Jugend beider Völker wieder zusammenführen möge. Denn wir wollen und müssen Brücken schlagen von Volk zu Volk. Gertrud.

DER SCHATTEN



Das war 1923 in Berlin, als Rudolf Caracciola, 22 Jahre alt, sein erstes Wagenrennen gewann.



Monte Carlo nach dem schweren Unfall, dem Ausgangspunkt der nebenstehenden Reportage.



Wie ein silberner Pfeil schießt der Rekordwagen über die Rennstrecke. Höchstgeschwindigkeit 437 Kilometer. Fotos: Archiv

Der große Automobilpreis von Monaco wird in Monte Carlo ausgefahren. Man schreibt das Jahr 1933. Zwei Fahrer, zugleich Freunde, im scharfen Training auf der kurzen kurvenreichen Strecke. Louis Chiron und Rudolf Caracciola. Chiron direkt hinter Caracciola. Unermüdet legen sie Runde um Runde zurück. Plötzlich sieht Caracciola, daß Chiron nicht mehr hinter ihm ist, er will sein scharfes Tempo langsam mäßigen. — Die Bremse faßt nicht — eine scharfe Kurve rückt näher. Caracciola versucht, durch die Gänge die Geschwindigkeit zu mindern. — Vergebens! Mit 100 Kilometer Geschwindigkeit geht er in die Kurve. Auf der einen Seite der Abgrund zum Meer, auf der anderen eine hoch aufragende Mauer. Auf diese läßt der Fahrer seinen Wagen prallen.

Dann ein Krankenhaus. Caracciola wird von Schmerzen gepeinigt. Eine schwere Beinverletzung hat er davongetragen. Das Bein wird in Gips gelegt, nachdem er ablehnt, sich einer Operation zu unterziehen, die eine Kürzung des Beines zur Folge gehabt hätte. Sechs Monate liegt das Bein in Gips. Sechs Monate qualvolle Gedanken, ob er je wieder einen Rennwagen fahren kann, ob das Bein wieder mittut, ob er je wieder den Zauber der Geschwindigkeit zu verspüren bekommt. An langen Tagen und doppelt langen Nächten sieht er die Rennbahnen Europas vor seinem Auge. Sieht er seine Kameraden über die Strecken jagen, auf der Avus, auf dem Nürburgring, beim Großen Preis von Frankreich, Belgien, Tripolis, Spanien, der Schweiz und bei den vielen anderen Rennen. Und er ist nicht dabei.

Nach sechs Monaten fällt der Gips. Auf Krücken versucht er zu gehen — aber es geht nicht. Das Bein trägt noch nicht.

Wieder spricht man von operieren, es sei das beste, er werde doch wohl nie wieder Rennen bestreiten können. Diese Mitteilung raubt ihm fast die letzte Willenskraft. Das wäre wie ein Ende, wie ein Leben ohne Sinn und Inhalt.

Operieren kam nicht in Frage. Erneut wurde das Bein in Gips gelegt. Einige Wochen später humpelte der Rennfahrer Caracciola an zwei Stöcken aus dem Krankenhaus, nachdem das Bein über sieben Monate in Gips gelegen hatte.

Nach Monaten erhält er von Mercedes einen Vertrag, um vieles bescheidener als vor dem Unfall. Aber er will seine Chance haben.

Caracciola fährt wieder. Am Stock humpelt er zu seinem Rennwagen. Das rechte Bein schleift er nach. Der Große Preis von Deutschland ist sein erstes Rennen. An der Spitze liegend, muß er nach der Hälfte der Strecke das Rennen aufgeben. Der Motor machte nicht mehr mit, und — das Bein schmerzte. Dann fuhr er das Klausenpaß-Bergrennen, siegte und fuhr neuen Rekord. Das nächste Rennen war der Große Preis von Italien in Monza. Dieses Rennen ist qualvoll. Das Bein bereitet unsägliche Schmerzen. Höllische Qualen peinigen den Fahrer Caracciola. Nach Aufbietung seiner letzten Kraft und des ganzen Willens hat er nach sechzig Runden die Spitze erkämpft, dann ist er am Ende der menschlichen Kraft, er fährt an die Box und läßt sich von Fagioli ablösen, der auch den Sieg erringt.

Caracciola ist verzweifelt. Das Bein hat nicht durchgehalten. Der Gedanke, nicht durchgehalten zu haben, ist schmerzvoller als der körperliche Schmerz. Soll er nie mehr ein großes Rennen durchhalten können, soll er nie mehr als Sieger über das Zielband gehen? Ist das — das Ende? Ja, es ist das Ende, wenn das Bein im nächsten Rennen wieder versagt.

Und dieses vielleicht letzte Rennen war der Große Preis von Tripolis. Caracciolas Gedanken waren sein Bein. Diese Gedanken

waren wie ein ewiger Schatten. Rennleiter, Kameraden und Fachleute rechneten Caracciola nicht mehr zur ersten Garnitur. Er war nicht mehr das — As. Langsam schrieb man ihn ab. Eines Tages ist man dann untergetaucht und bald — vergessen.

Die Fahne senkt sich. Die Motoren donnern, die Wagen jagen nach vorn, in den Kampf um den Großen Preis von Tripolis. Caracciola ist direkt nach vorne geschossen und liegt an der Spitze. Sechs Runden bleibt er vorn, dann verliert er einen Protektor, Stück und Fagioli ziehen vorbei. Kostbarer Boden geht verloren. In der achten Runde geht wiederum ein Protektor verloren. Varzi überrundet Caracciola. Das ist fast aussichtslos. In der zwölften Runde geht Fagioli an die Spitze, da Varzi wegen eines Defektes an die Box muß. Aller „guten“ Dinge sind drei, in der sechzehnten Runde hat Caracciola erneut Reifenschaden. Als er wieder ins Rennen fährt, liegt er vier Minuten hinter der Spitze. Doch er fährt so, daß er in der siebenundzwanzigsten Runde den Abstand zur Spitze auf 1 Minute 45 Sekunden vermindern kann. Er fühlt den Rausch der Geschwindigkeit, wie er jede Runde um Sekunden schneller fährt als der vorne liegende

Im Vollgefühl seiner Kraft steigert Caracciola das Tempo, und in jeder Runde verbessert er seinen Rückstand. In der dreißigsten Runde sind es nur noch 42 Sekunden, und gleichmäßig singt die Maschine ihr donnerndes Lied.

Doch gleichzeitig arbeitet sich ein roter Wagen nach vorne. Der alte Kämpfer Nuvolari auf Alfa, der das Letzte aus seinem Wagen herausholt. Caracciola läßt ihn ohne Gegenwehr vorbeiziehen, denn der rote Wagen kann seinem Mercedes nicht gefährlich werden, doch Nuvolari wird Varzi einen erbitterten Kampf um die Spitze liefern.

Und so ist es! Mutig und verbissen greift Nuvolari Varzi an und will an die Spitze. Fast drei Runden rasen sie dicht hinter- oder nebeneinander um die Bahn. Doch vergebens, Nuvolari schafft es nicht, immer wieder wird er abgeschlagen. Ein Schade zwingt ihn, an die Box zu fahren, er hat seine Maschine überanstrengt.

Durch die wilde Jagd hat sich Caracciolas Abstand zu Varzi wieder vergrößert. In der fünfunddreißigsten Runde beträgt er genau eine Minute. Und nun steigert Caracciola sein Tempo. Der Motor muß hergeben, was in ihm steckt. Er fährt furios, er hat den Willen, Varzi zu holen. Er ist von dem Willen beherrscht, den Schatten, den ewigen Gedanken an das Bein, zu bannen. Sein Körper wird zu einem Stück der Maschine. Dann kommt der Augenblick, wo er den weißen Wagen Varzis vor sich sieht, wo er Meter um Meter gewinnt, wo die Entfernung immer geringer wird. Noch 500 Meter, 400, 300, 200, 100 und der große Augenblick in der achtunddreißigsten Runde, daß er Varzi überholt, und wie nun der weiße Auto-Union-Wagen hinter ihm klebt, ihn treibt. Wie Varzi kein Meter mehr abgibt und das Tempo hält. Die Zeichen von der Box können keine Zeitdifferenz angeben, so dicht liegen sie hintereinander.

Die letzte, die vierzigste Runde. Elegant, gekonnt, jeden Zoll Boden berechnend in die Kurven, hinein in die Gerade. Wenn der Wagen und die Reifen halten, dem Siege zu. Und es wird Sieg. Das fast Unglaubliche. Man reißt Caracciola aus dem Wagen, und auf den Schultern trägt man ihn zur Box.

Der Mann, dem man als Rennfahrer keine Chance mehr gab, hatte einen einzigartigen Sieg herausgefahren. Er selbst fühlte, er war wieder gleichwertig. Er war wieder dabei. In diesem Jahre gewann er sieben große Rennen in Europa. Wurde Deutscher und Europa-Meister.

Ha.

Meine Tochter soll auch fein sein!

Adressenschreiben ist eine der schlechtest bezahlten Arbeiten, die es gibt. Doch als ich kürzlich in einem Versandhaus diese Tätigkeit vorübergehend ausüben mußte, kam ich aus dem Staunen nicht heraus. Es war mir einfach ein Rätsel, wie die Mädchen es bei dem geringen Verdienst fertigbrachten, so gutgekleidet und in tadellosen Nylons einherzugehen. Besonders über meine Kollegin Ingeborg mußte ich mich wundern. Sie war 18 Jahre alt, ihr Vater gefallen, die Mutter bezog als ehemalige Heimarbeiterin eine Unterstützung von insgesamt 44 DM monatlich. Ingeborg sah immer aus wie eine kleine Filmdiva. Mäntel, Kleider, Hüthen, Schuhe, Taschen, alles nach der neuesten Mode, Hände manikürt, Fingernägel gelackt und die Haare frisch und duftig dauergewellt. Dabei war Ingeborg ein liebes Ding und machte durchaus keinen leichtfertigen Eindruck. Ich fragte mich vergeblich, wie Mutter und Tochter es wohl anstellten, von dem winzigen Einkommen zu leben, Miete und Licht zu bezahlen und Ingeborg auch noch so fürstlich zu kleiden.

Auf des Rätsels Lösung kam ich, als mich Ingeborg einlud, mit ihr ins Kino zu gehen.



Ich erschien etwas zu früh in ihrer Einzimmerwohnung. Ingeborg saß mit der Mutter bei Tisch. Sie verzehrten ein Mahl, das so armselig war wie die Wohnung und die verhärmte Frau in dem mehr als abgetragenen Kleid. Nur Ingeborg strahlte. Sie hatte wieder „etwas Neues“ an. „Gefalle ich dir?“ fragte sie mich und, zur Mutter gewandt, sagte sie: „Wir werden es schon wieder herauswirtschaften, nicht wahr, Mutti-lein? Früher haben wir ja auch gehungert, was ist dabei?“ Auf meinen Einwand: „Es ist aber nicht gesund, wenn man sich nie satt isst“, sahen mich Mutter und Tochter nur erstaunt an. Dann öffnete Ingeborg den Schrank und zeigte mir ihre Kleiderpracht, und die Mutter zog die Schubladen auf, um Ingeborgs Wäsche vorzuführen. Dabei sagte sie voller Stolz: „Mein Mann ist zwar gefallen, aber darum soll Ingeborg den anderen Mädchen nicht nachstehen. Meine Tochter soll auch fein sein, und wenn ich noch so darben und hungern muß.“ Ich schwieg betreten. Ob die Mutter nicht merkte, daß sie im Begriff war, die geliebte Ingeborg zu einem egoistischen Menschen zu machen? Wie verderblich war doch dieser falsche Ehrgeiz. Ich stellte mir vor, wie arm und leer mein Leben wäre, wenn ich, innerlich vor Neid zerschissen, nur das Verlangen kennen würde, genau so „fein“ zu sein wie die anderen.

Ilse Hagedorn

o	ber	ber	gen	weit	au	ver	dern
ü	die	ber	gen	den	kam	weit	ten
den	se	gen	gen	sa	wein	an	mit
leu	ber	zu	ber	zu	ber	dern	drü
bus	gen	von	den	wan	schwar	rück	der
glück	te	und	weit	ü	te	ben	die
ich	carl	das	glück	im	gen	me	wohnt
wohnt	ach	ging			das	leu	sa

Wortflecherei

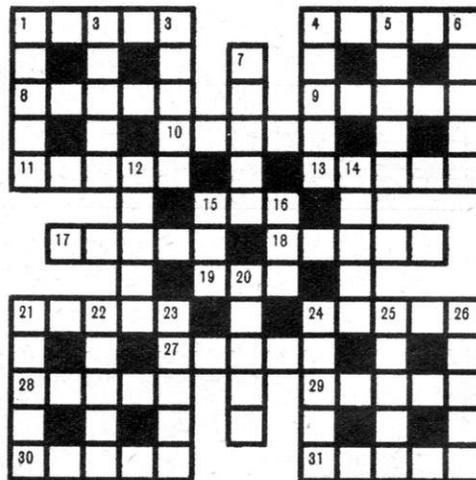
(Zwei Rätsel in einem)

1. Die Buchstaben in den Feldern des Kastens ergeben, durch eine Linie von Feld zu Feld richtig verbunden, ein Sprichwort.

2. Durch mehrfache Verwendung der Buchstaben, verbunden von Feld zu Feld, sind 100 Wörter mit mindestens 3 Buchstaben zu bilden, wobei kein Feld übersprungen werden darf. Die Bedeutung der Wörter (in alphabetischer Reihenfolge) ist nachstehend angegeben. Es sind in dem Kasten zwar mehr als 100 Wörter vorhanden, wer aber mindestens 75 Wörter findet und das Sprichwort dazu, kann sich als Fachmann im Rätsellösen bezeichnen.

Bedeutung der Wörter: Sohn Adams, Gestalt aus „Egmont“, Kirchengewand, Furchtgefühl, Kuchengewürz, Frauenname, Frauenname, Adriainsel, Tätigkeit, ostind. Münzeinheit, Stadt in Belgien, Gesangsstück, asiat. Großbüffel, Gattung, Heilige, Baumteil, Stadt in Belgien, Kartenwerk, See im Salzkammergut, bibl. Stadt, Meerbusen, Ausschank, Karpfenfisch, Baumfaser, Stadt in England, türk. Titel, Stadt in Albanien, griech. Buchstabe, Ruhelager, Nebenfluß der Weichsel, höfliche Anfrage, Teil des Baumes, Krankheit, männl. Schwein, Nebenfluß der Elbe, Stadt in Spanien, Nadelbaum; Gipfel der Berner Alpen, Entzündungsfolge, Mittelmeerinsel, Gestalt aus „Lohengrin“, Fluß in Italien, Nachlaß, Frauenname, griech. Buchstabe, Kloster in Bayern, Raubtiergebiß, Frauenname, Schattenpflanze, ägypt. Erdgott, Schnürtau (seemann.), Wurfspieß, Stadt in Thüringen, Musiknote, Botin der Frigga, Adelstitel, früheres Edelmetallgewicht, Gebirgskamm, norweg. Komponist, bäuerliches Anwesen, Besitz, deutscher Dichter, Körperteil, Stütze, Eile, franz. Insel, Name Jesu bei den Mohammedanern, assyr. Stern-göttin, Ferment des Kälbermagens, Erquickung, Schiefer-art, Brotform, Unkundiger bzw. Nichtfachmann, Stadt

in Iran, Bürde, Frauenname, Hohlmaß, Roman von Zola, Vogel, Gattin des Ägir, Theaterplatz, Titel, Teilzahlung, Nagetier, Teil des Weinstocks, Turnerreihe, Ausflug zu Pferde, histor. Stadt in Arabien, alter Name für China, Empfindung, langes Holzstück, Teil des Kopfes, Gebirgseinschnitt, alte Silbermünze, Forst, Knetmasse, Fluß in Spanien, Raubtier, Fischprodukt, Drang, Kriemhildes Mutter.



Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Ortsveränderung, 4. Gestalt aus der röm. Geschichte, 8. italienische Universitätsstadt, 9. Bezeichnung für Teufel, 10. Schienenbahn, 11. Fehlos, 13. männlicher Vorname, 15. Fisch, 17. Sportgerät, 18. Gipfel der Berner Alpen, 19. myth. Ausdruck für Esche, 21. asiatisches Hochland, 24. Lebensabend, 27. Opfertisch, 28. Verkaufsstelle, 29. Niederschlag, 30. Flächenmaß, 31. Wachslicht

Senkrecht: 1. Grünanlage, 2. weiblicher Vorname, 3. Stockwerk, 4. Trinkgefäß, 5. chemisches Element, 6. Rat der Alten, 7. Kampfplatz, 12. Schank-arm des Rheines, 15. Papageienart, 16. Mündungs-arm des Rheines, 20. Stoffart, 21. Oper von Puccini, 22. weiblicher Vorname, 23. Rüge, 24. Brantwein aus Reis, 25. Raubtier, 26. Pension.

Der Anzug

Ein mit irdischen Glücksgütern nicht gerade gesegneter junger Mann sah im Schaufenster eines Konfektions-geschäftes einen Anzug, der im Ausverkauf 90,25 DM kostete. „Der Anzug wäre mein“, dachte der junge Mann, „könnte ich das Geld, das ich besitze, mit sich selbst multiplizieren, aber so, leider!“

Wieviel Geld besaß der junge Mann noch?

1	2	3	4	5
u	e	a	f	a
6	7	8	9	10
g	t	r	n	n
11	12	13	14	15
e	i	t	g	i
16	17	18	19	20
b	a	l	s	t
21	22	23	24	25
r	e	b	a	h

Rösselsprung

Die Lösung ergibt ein sechszeiliges Gedicht. Titel und Name des Dichters sind ebenfalls durch Rösselsprung zu erraten.

Ein Nachruf

In der „Griechischen Anthologie“ findet sich folgendes, von Heis übersetztes Epigramm:
Hier das Denkmal des Diophantos — ein Wunder zu schauen —

Durch arithmetische Kunst lehret sein Alter der Stein.
Knabe zu bleiben verlieh ein Sechstel des Lebens ein Gott ihm;

Fügend das Zwölftel hinzu, ließ er ihm sprossen die Wang;

Steckte ihm drauf auch an in dem Siebtl die Fackel der Hochzeit.

Und fünf Jahre nachher teilt er ein Söhnlein ihm zu.
Weh! Unglückliches Kind, so geliebt! Halb hatt' es des Vaters

Alter erreicht, da nahm's Hades, der schaurige, auf.
Noch vier Jahre den Schmerz durch Kunde der Zahlen besänft'gend.

Langte am Ziele des Seins endlich er selber auch an.
(Wie alt ist dieser Diophantos geworden?)

Auflösungen aus Nr. 3

Wabenrätsel. 1. Mate, 2. Teer, 3. Eros, 4. Olpe, 5. Puls, 6. Toto, 7. Trab, 8. Alba, 9. Buna, 10. Neon, 11. Bims, 12. Moos, 13. Orel, 14. Elbe, 15. Brut.

Königsrätsel. Angel, Bar, Beil, Berg, Bier, Blei, Brei, Eber, Egel, Ei, Eibe, Erbe, Garn, Geier, Gier, Grab, Hagel, Hang, Igel, Leber, Leib, Leiter, Liebe, Liga, Lira, Nagel, Narbe, Range, Rebe, Regel, Reich, Riegel.



UNSER
TOTER
FREUND